Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 6. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Semester 2 Mark. Juni 1876.

Inhalt: P. Martin Schmid S. J. (Fortsetzung.) — Aden. — Die Bekehrung der Gambier-Inseln. — Nachrichten aus den Missionen: Ostindien; Westindien; Vereinigte Staaten von Nordamerika. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Eine Reise um das Mittelmeer.

P. Martin Schmid S. J.

Ein Indianer-Missionär des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

3. Die Chiquitos-Indianer.

Das Land der Chiquitos oder Schlupf-Indianer (so von den Spaniern genannt, weil diese Wilden die Oeffnungen ihrer einem Backofen ähnlichen Hütten so klein machen, daß sie nur kriechend ein- und ausschlüpfen können) erstreckt sich vom 16. bis zum 19. Grad südlicher Breite und vom 40. bis zum 48. Grad westlicher Länge (von Ferro). Es ist ein wildes Bergland, zum großen Theile von tropischem Urwalde bedeckt und bildet einen Theil der Wasserscheide des ungeheuern Stromgebietes des Marañon und des La-Plata. Nach Nordosten führt der Guapai und Guapore seine Wasser dem Madeira zu, einem der Hauptzuflüsse des Amazonenstromes, während zuerst in südlichem Laufe und dann nach Osten biegend die Quellflüsse des Paraguay dem Paraña zueilen. In diesen Bergen und Wäldern wohnten die Chiquitos, einer der wildesten Indianerstämme. Den wahren Gott kannten sie auch nicht einmal dem Namen nach; von Religion fand sich bei ihnen kaum eine Spur, wenn man nicht etwa die Furcht vor einem bösen Wesen, das im Dickicht des Waldes verborgen sei, und vor dem sie zitterten, das sie aber weder durch Gebet noch Opfer zu besänftigen suchten, und die abergläubische Deutung des Vogelgesanges, der sie oft mit panischem Schrecken erfüllte und über Berg und Thal wie scheue Rehe hetzte — wenn man nicht diesen letzten Dämmerschein eines untergegangenen Glaubens Religion nennen will. Sie waren kriegerisch und durch ein überaus tödtliches Pfeilgift, das sie allein zu bereiten verstanden, von allen Stämmen in der Runde gefürchtet; gewöhnlich aber lebten sie von Jagd und Fischfang, die reichliche Beute lieferten, von Baumfrüchten und Wurzeln, von wildem Honig, den zahlreiche Schwärme stachelloser Bienen in hohlen Baumstämmen anhäuften, und pflanzten auch wohl etwas Mais und Zuckerrohr, von dem sie während der vierteljährlichen Regenzeit zehrten. Die meiste Zeit aber verbrachten sie mit Spiel und Tanz, denn die reichlich spendende Tropennatur ließ sie auch bei wenig Arbeit nicht darben.

Die Bekehrung dieser ziemlich zahlreichen Stämme unternahmen gegen Ende des 17. Jahrhunderts von dem Collegium von Taraija aus die Jesuiten P. Joseph von Arx und P. Baptista von Cea. Es ist unsäglich, mit welchen Schwierigkeiten diese seeleneifrigen Männer zu kämpfen hatten, bis es ihnen nur gelang, zu dem Schauplatze ihrer apostolischen Wirksamkeit vorzudringen. In Santa Cruz de la Sierra angekommen, widersetzten sich ihnen die spanischen Pflanzer aus allen Kräften, und es war ihnen fast unmöglich, Wegweiser oder Dolmetscher in das Land der Chiquitos zu erhalten. Die habsüchtigen Menschen, denen mehr an ihrem Reichthume als am Heile der unsterblichen Seelen gelegen war, fürchteten nämlich, wenn die

Jesuiten die Indianer bekehrten und in Reductionen vereinigten, so möchten sie vom Könige ein Gesetz erlangen, das ihnen fürderhin verbieten würde, das Gebiet der Wilden zu überfallen und die Gefangenen als Sklaven wegzutreiben. Endlich vermochte P. von Arx doch zwei Jünglinge, ihn wenigstens bis in das Land der Pignokas, der Grenznachbaren der Chiquitos, zu führen. Der Weg ging über steile Gebirge und tiefe, eingeschnittene Thäler, durch reißende Flüsse und bahnlose Wildniß. Als der Missionär endlich sein Ziel erreichte, traf er die Wilden in einem kläglichen Zustande; die Blatternseuche wüthete unter ihnen. Er suchte sie auf, pflegte sie nach Kräften und taufte die Sterbenden. Seine Güte gewann das Herz der Wilden; sie versprachen ihm, den christlichen Glauben anzunehmen, und da er sich entschloß, die Regenzeit über bei ihnen zu bleiben, so waren sie außer sich vor Freude. Alsbald wurde ein Platz zu einer Kapelle ausersehen und vor der Hand das Zeichen unserer Erlösung aufgepflanzt. Um dieses Kreuz versammelten sich die Indianer zum Unterrichte; benachbarte Caziken der Chiquitos führten ihre Familien herbei, die Kapelle wurde gebaut und zu Ehren des hl. Franz Xaver eingeweiht, und die erste Christengemeinde oder Reduction, wie die Jesuiten diese Schöpfungen apostolischen Eifers nannten, unter diesen Völkerschaften im Jahre 1691 gegründet.

Allein bald drohten heftige Stürme diese neue Pflanzung zu vernichten, denn der Feind alles Guten konnte unmöglich ruhig dem Gedeihen dieses schönen Werkes zusehen. Portugiesische Raubhorden, die berüchtigten Mameluken, brachen ein, und der Missionär mußte mit seinen Neubekehrten in die Wälder flüchten; auf der Flucht gelang es ihm, noch andere Caziken zu warnen, die so mit ihren Familien dem Verderben entrannen. Dann schickte der umsichtige Mann Boten an den spanischen Beamten von St. Cruz um Hilfe. Es kamen wirklich 50 Soldaten, welche im Verein mit etwa 500 bogenbewaffneten Indianern an den Ufern des Apere (St. Miguel), einem der Quellflüsse des Madeira, die Mameluken völlig schlugen. Doch bewog die Gefahr erneuter Raubzüge die Missionäre, ihre Niederlassung an den Apere in die Nähe von St. Lorenzo zu verlegen; aber auch hier war ihres Bleibens nicht, und wiederum war es das Laster der Habsucht, welches alle Anstrengungen der Glaubensboten zu vernichten drohte. Die anwohnenden spanischen Pflanzer überfielen die mühsam in der Wildniß gesammelte Heerde, schleppten viele der Neubekehrten in die Sklaverei, mißhandelten sogar die Priester, die sich ihrem schamlosen Unterfangen widersetzten, und jagten sie mit dem Reste ihrer Kinder in die Wälder zurück. So konnte der Same des Evangeliums nur unter den größten Schwierigkeiten ausgestreut werden und begreiflicher Weise war im Anfange die Ernte nur ganz gering. Doch mit den Schwierigkeiten steigerte sich die Arbeit und die Geduld der Missionäre und der Gnadensegen des Himmels; denn das ist ja eines der göttlichen Kennzeichen unserer heiligen Religion, daß sie, wie das Feuer im Sturme, mitten in Leiden und Trübsalen wächst und stark wird. In der That bestanden bereits nach zwei Jahrzehnten sechs bis sieben blühende Christengemeinden mit über 10,000 Seelen, die unter der Leitung ihrer „Väter" ein Leben der Unschuld und des Glückes führten.

Versuchen wir es, einen Tag aus dem Leben dieser Indianer zu zeichnen! Morgens früh pflegten alle Bewohner der Reduction sich beim heiligen Meßopfer einzufinden. Dann begleiteten sie in Procession das hochwürdigste Gut zu den Kranken oder wohnten den Begräbnissen bei, wenn Jemand schwer darniederlag oder gestorben war. Nachdem so der Tag mit Gott und seinem heiligen Dienste begonnen hatte, gingen die Erwachsenen an die Arbeit. An Montagen pflegten sie gemeinsam die öffentlichen Arbeiten zu bestellen, während an den anderen Wochentagen jeder sein eigenes Feld bebaute. Denn die Missionäre ließen, der Neigung dieser Stämme Rechnung tragend, nicht wie in den Reductionen von Paraguay Alles als Gemeingut verwalten, sondern hatten jeder Familie ihr Eigenthum zugetheilt. Während so die Erwachsenen arbeiteten, wurden die Kinder sowohl Vor- als Nachmittags in der christlichen Lehre unterwiesen. Dann gingen die Missionäre von Feld zu Feld, von Werkstätte zu Werkstätte, Lob, Ermunterung, Belehrung spendend, überall selbst mit Hand anlegend, denn alle Arbeiten und Beschäftigungen, die ein geordnetes und gesittetes Gemeinwesen bedingen und verschönern, mußten von ihnen gelehrt und geleitet werden. Eine Stunde vor Sonnenuntergang versammelte der heilige Rosenkranz alle Bewohner des Dorfes nochmals in der Kirche; zum Schlusse stimmten sie allemal ein Loblied auf das heilige Altarssacrament an und zogen auf den Dorfplatz, um daselbst das Kreuz, zu dem die Neubekehrten eine besondere Andacht hatten, mit frischen Kränzen und Waldblumen zu schmücken und vor ihm die christliche Lehre kurz zu wiederholen. Diese Skizze zeigt uns auch das gewöhnliche Tagewerk des Missionärs, das auch unsern P. Schmid erwartete, dessen brieflichen Mittheilungen wir uns nun wieder zuwenden wollen.

4. Der apostolische Musiker.

„Ich bin Allen Alles geworden, um Alle Christo zu gewinnen."

Diese Worte des hl. Paulus, des hehren Vorbildes aller apostolischen Männer, können wir mit Fug und Recht auf die Missionäre Amerika's anwenden, und an P. Schmid sehen wir, daß der christliche Glaubensbote sogar ein Musikant und Verfertiger von allen möglichen Instrumenten wird, wenn er hoffen kann, mit den Klängen einer Fidel seinem göttlichen Meister Seelen zu gewinnen.

Wie bereits erzählt, war gerade die Kenntniß der Musik ein ganz besonderer Grund, weßhalb unser Missionär die Sendung zu den Chiquitos-Indianern erhielt. Bereits auf der Reise bemühte er sich mithin, den Erwartungen seiner Obern zu entsprechen, und ließ sich in Potosi eine Orgel von sechs Registern verfertigen, um seine künftigen Pflegebefohlenen, die noch nie ein solches Instrument gehört hatten, zu überraschen und an sich zu ziehen. Seine ersten Briefe aus dem Lande der Chiquitos sind erst im Jahre 1744, also nach 14 Jahren apostolischer Thätigkeit geschrieben. In dem ersten lateinischen, der an P. Joseph Schuhmacher in Luzern gerichtet ist, geht P. Schmid nach einer Schilderung des Landes und seiner Erzeugnisse, der zeitlichen und geistlichen Wohlfahrt der Mission auf seine eigene Wirksamkeit über und zeichnet uns dieselbe in jener heiteren Laune, die dem Frieden eines mit Gott verbundenen, reinen Herzens so gerne eigen ist.

„Ich glaube Ew. Hochwürden fragen zu hören: was treibt denn in der andern Erdhälfte der lange Schmid und Missionär? Lebt er noch oder zählt er schon zu den Todten? Die Antwort ist kurz:

ich lebe, bin beständig gesund und wohl und mein Leben ist froh und aller Freuden voll, ja ich singe und juble und spiele, tanze und springe. Ein sauberer Missionär! werden Ew. Hochwürden ausrufen, und ich sage: ja, ein Missionär und gerade deßhalb ein Missionär, weil ich singe und juble und springe! Ich weiß zwar wohl, die Predigt des Wortes Gottes ist des Apostels erstes Amt, und deßhalb steht geschrieben, ihre Worte seien gedrungen bis an die Grenzen der Erde, aber Ew. Hochwürden mögen sich erinnern, daß die heilige Schrift an eben dieser selben Stelle hinzufügt, auch ihr ‚Ton' sei bis an die Marken des Erdballs gelangt und dieses Wort darf ich, oder möchte ich wenigstens, als Gesang verstehen. So pflege ich denn des Gesanges, des Orgel- und Saitenspiels; Posaunen und Flöten und Harfen, Geigen groß und klein, sie alle spiele ich und lehre sie die Kinder meiner Indianer, auch wenn ich sie früher niemals spielte. Und wer verfertigt denn die Geigen und Cithern und Posaunen und Orgeln? Wer anders, als jener ebengenannte lange Schmid! Armuth und Noth hat uns nämlich erfinderisch gemacht, so daß wir mehr wissen, als wir wissen, und mehr können, als wir können. Denn wer thäte hier Alles, wer baute die Häuser und Tempel und Dörfer, wer fertigte alle Arten von Geräthen, wenn nicht die Missionäre ‚durch Schmieden Schmiede geworden wären' und das Alles zu Stande brächten? In der That ertönen schon alle Dörfer von Orgeln, die ich baute, sind alle Chorbühnen voll von den verschiedensten musikalischen Instrumenten, wird tagtäglich in sämmtlichen Kirchen Musik gehört. So können denn jetzt die Wilden, die vor kurzem als Hausnachbaren reißender Thiere die Wälder bewohnten und nur mit Tigern und Löwen zu heulen verstanden, in der Musik unterrichtet ‚mit Pauken und Gesang, mit Saitenspiel und Orgelklang' ihren Schöpfer loben. Doch ich sagte oben, daß ich nicht nur singe und spiele, sondern sogar tanze, und wie sich tanzen mit der Würde eines Missionärs reime, das können — so höre ich Ew. Hochwürden einwenden — Sie sich nicht genügend erklären. Erinnern Sie sich vorerst, daß auch die Füße der Apostel ihre eigenthümliche Schönheit haben müssen. Dann bedenken Sie, daß die Spanier die kirchlichen Hauptfeste nicht nur durch Gesang, sondern auch durch anständige Tänze zu verherrlichen pflegen, um David nachzuahmen, der ja auch vor der Bundeslade tanzte. Das alles lernen die kleinen Knäblein unserer Indianer wundernett ausführen. Ew. Hochwürden könnten hier Kinder, die erst seit zwei Jahren aus dem Dickicht der Wälder herausgelockt wurden, wo sie mit ihren gleich wilden Thieren lebenden Eltern gehaust hatten, so zierlich und nach dem Takte der Musik tanzen, so rein und taktfest geigen und Orgel spielen sehen, daß sie selbst mit Europäern um die Palme streiten könnten. Übrigens lehren wir sie diese Künste auch schon deßhalb, damit sie ihre wilden Sitten nach und nach ablegen und mit der Zeit den Menschen ähnlicher und für das christliche Leben empfänglicher werden. So wissen denn Ew. Hochwürden, wie ich hier lebe und was ich in aller Welt treibe; freilich pflege ich nicht so sehr des Gesanges und Tanzes, daß ich darob die Predigt des Wortes Gottes, den Beichtstuhl, den Krankenbesuch, die Spendung der heiligen Sacramente und die anderen Pflichten eines Missionärs vernachlässigte, der sein eigenes und des Nächsten Heil zu besorgen hat, so oft Zeit und Gelegenheit solches erheischt."

P. Schmid fügt diesem Briefe eine Übersicht über den Stand der Chiquitosmission im Jahre 1744 bei, die auch heute noch ihr Interesse hat, indem wir daraus ersehen können, welch' schönes Arbeitsfeld 30 Jahre später vernichtet wurde.

Reduction.	Seelen.	Communionen.	Taufen. Kinder.	Taufen. Erwachsene.	Ehen.
St. Franz Xaver .	2416	3525	131	—	31
Mariä Empfängniß	1912	2233	109	—	29
St. Michael. . .	2633	3661	150	30	40
St. Raphael . .	2196	3641	127	—	22
St. Joseph . . .	2439	4046	145	—	26
St. Joh. Baptist .	1970	2426	92	—	15
St. Ignaz . . .	666	474	38	—	11
In 7 Reductionen	14,232	20,406	792	30	174

Noch aus demselben Jahre 1744 liegt uns ein deutscher Brief an seinen Bruder, den Kapuziner-Pater Franz vor, aus dem wir gleichfalls einige Notizen mittheilen wollen. Vorerst beschreibt er die Lage seiner neuen Heimath und zwar in so faßlicher Weise, daß sie erwähnt zu werden verdient:

„Was also erstlich diesen Theil der neuen Welt betrifft, so liegt er auf der südlichen Erdhälfte, doch so nahe dem mittleren Zirkel (Äquator), daß die Sonne zweimal im Jahre, nämlich im Hornung und im Weinmonat, am Mittag durchaus keinen Schatten wirft, denn alsdann steht sie gerade über unsern Häuptern. Bei Euch aber im Zugerlande wird es alsdann schon Abends um fünf Uhr sein. Zu dieser Stunde also und in den genannten zwei Monaten könnt ihr wissen, wo ich mich befinde, nämlich so gerade unter der Sonne, daß mein Leib gar keinen Schatten wirft."

Dann folgt eine Beschreibung des Landes, seiner Erzeugnisse und seiner Bewohner, und endlich gibt uns der Missionär wieder einen Einblick in seine Lebensweise und seine übergroße Thätigkeit.

„Was aber ich und alle Missionäre hier zu thun habe, kann ich Ihnen nicht besser beschreiben, als indem ich Sie daran erinnere, wie ein eifriger Pfarrer in Europa mit seinen Pfarrkindern, oder ein ganzes Kloster der PP. Kapuziner in einer Stadt mit den Einwohnern beschäftigt ist. Alles das und noch viel mehr thun in einer Reduction zwei und öfters auch nur ein Missionär. Denn er unterrichtet alle Tage die Kinder in der christlichen Lehre, besucht die Kranken in ihren Häusern, sorgt dafür, daß sie zu essen haben, schreibt ihnen Arzneien vor, spendet ihnen die heiligen Sacramente, steht den Sterbenden beim Tage und zu Nacht bei und hilft ihnen das Leben glückselig enden. Täglich überwacht er den Wandel der Pfarrkinder in seinem Dorfe und sieht zu, was zu verbessern und was zu bestrafen sei. Er predigt alle Sonn- und Feiertage dem Volke und überdieß in der Fastenzeit noch wöchentlich zweimal. Dazu kömmt die Verwaltung des Bußsacramentes und die Speisung seiner Pfarrkinder mit dem allerheiligsten Sacramente des Altars. Von den Taufen, von der Anordnung und Einsegnung der Ehen, von der Begrabung der Todten, von dem heiligen Rosenkranze, welcher alle Abende mit dem ganzen Volke in der Kirche gebetet wird, will ich nichts sagen. Dieß und noch mehr haben die Missionäre zu thun; denn sie sind nicht nur Pfarrer, Prediger, Beichtväter und Seelsorger, sondern sie müssen ebensowohl für die zeitlichen Bedürfnisse und für alles sorgen, was in einer Stadt, einem Dorfe, einer Gemeinde nothwendig ist, sonst könnten sie auch für die Seelenleitung nichts thun. So sind sie Rathsherren und Richter, Ärzte und Chirurgen, sind sie Maurer, Zimmerleute und Tischler, sind sie Schmiede, Schlosser, Schneider, Schuster, Müller, Bäcker, Köche, Hirten, Sennen, Gärtner, Maler, Bildhauer, Drechsler, Wagner, Ziegelbrenner, Töpfer, Weber, Gerber, Wachsbleicher, Kerzengießer, Zinngießer und was immer für Handwerker in einem geordneten Gemeinwesen gefordert werden.

Zu all' dem haben meine Obern mir noch andere Dinge anbefohlen. Ich soll nämlich in diesen Missionen die Musik einführen und hiezu Orgeln und Instrumente machen, damit diese Indianer auch durch die Musik ihren Gott und Herrn loben können. Ich habe deßhalb sofort begonnen, die Indianerknaben, die lesen konnten, im Gesang zu unterweisen; ja was noch mehr ist, ich habe auch verschiedene musikalische Instrumente verfertigt, ohne daß ich in Europa so etwas gelernt oder mir auch nur eingebildet hätte, daß ich es

könnte. Aber die Noth und der Mangel an Meistern haben mich zum Künstler gemacht. Man hat also hier Klaviere, Harfen, Trompeten, Schalmeien, und alle diese Instrumente sind von meiner Hand. Ja jegliche Reduction hat ihre Orgel und dazu Geigen und Baßgeigen in großer Zahl, die aus Cedernholz gefertigt sind. Die Indianerknäblein sind ganz perfekte Musikanten; sie danken, loben und preisen unsern höchsten Gott alle Tage in den heiligen Messen mit Gesang und dem Spiele musikalischer Instrumente, und ich kann sagen, daß sie mit ihrer Musik in jeder Stadt und Kirche von Europa zum großen Staunen Aller auftreten könnten. Erst jetzt erkenne ich, wie wunderbar Gott es geordnet hat, daß ich in der Jugend die Musik erlernen mußte. Seine göttliche Majestät wollte nämlich, daß so auch seine Indianer Musikanten würden und lernen sollten, ihn schon in diesem Leben mit ihren Lobgesängen und Instrumenten zu ehren und daß sie vermittelst der Musik ihre Gemüther zum Himmel erheben und folglich ihr Leben desto eifriger so einrichten möchten, daß sie dereinst würdig wären, in der glückseligen Ewigkeit die himmlische Musik der heiligen Engel zu hören. So viel von der Musik!"

Südamerikanische Indianer beim Fischfang.

Was muß den guten Pater das Alles gekostet, welche unbegreifliche Mühe muß es für ihn gewesen sein, bis er diese Riesenwerke der Geduld zu Stande brachte! Gewiß, wir gönnen es ihm von Herzen, wenn ihn Gott auch hienieden schon mit Tröstungen inmitten seiner rastlosen Arbeiten erquickte.

„Was übrigens meine Person betrifft," fährt er in seinem Briefe fort, „so lebe ich in der neuen Welt unter diesen armen Indianern stets wohlgetröstet. Ich bin ja aus keiner andern Ursache hierhergekommen, als weil es der Wille des allerhöchsten Gottes war, welcher Himmel und Erde und Alles regiert, und um das Heil dieser verlassenen Seelen zu suchen, welche unser liebreichster Heiland mit seinem heiligsten Blute erlöst hat. Zudem werde ich sowohl von allen Missionären als von den Indianern über mein Verdienst geehrt, geschätzt und geliebt. Ich habe dieses bei vielen Gelegenheiten erfahren und die Indianer haben es auch oft, nicht nur mit Worten und Werken, sondern selbst mit Thränen bezeugt. Vorzüglich haben sie meine Fastenpredigten und andere Predigten während des Jahres tiefgerührt und unter vielen Thränen angehört und nachher im Beichtstuhle aus freien Stücken bekannt, daß sie hiedurch zu Reue und Leid über ihre Sünden und zu ernstlicher Besserung ihres Lebens bewegt wurden."

Und das ist der süßeste Trost für das Herz eines seeleneifrigen Priesters, wenn er sieht, daß sich die Gnade ihn zum Werkzeuge und zum Ausspender ihrer Erbarmungen zu wählen würdigt! Auch der Schluß dieses inhaltreichen Briefes mag hier einen Platz finden, denn er gestattet uns einen Blick in das glühende Herz dieses Mannes, das immer noch alle seine in weiter Ferne weilenden Freunde und Verwandten umfaßt, in dem nur der Eine große Gedanke lebt — selbst und mit ihnen Allen vereint das Ziel und Ende, die Seligkeit in Gott, zu erlangen.

„Ich unterlasse keinen Tag, an dem ich nicht euch Alle unserem liebsten Gott anbefehle und seine unendliche Güte inständigst bitte, daß er durch die Fürbitte seiner und unserer allerliebsten Mutter Maria euch Allen seine himmlische Glorie mittheilen wolle. Hinwieder bitte ich ebenso euch Alle, daß auch ihr bei unserem großen Gotte und seiner allerseligsten Mutter täglich anhalten wollet, daß ich und alle diese Indianer derselben Glorie ebenfalls theilhaftig werden mögen. O glückseliger Tag, an welchem wir in den Himmel eingelassen werden, o erwünschte Stunde, in der wir uns dort einst wiedersehen! O Glück über Glück, wann wir unseren allerliebsten, unendlich schönen Gott und Herrn von Angesicht sehen, mit allen Engeln und Heiligen

lieben, loben, ehren und preisen mögen ohne Ende in alle Ewigkeit! Amen."

Der Musikunterricht unseres Missionärs scheint übrigens bald noch erfreulichere Früchte getragen zu haben. Unter dem 10. Januar 1747 theilt wenigstens P. Schuhmacher von Luzern der Familie Schmid mit, in Loretto seien Missionäre aus Südamerika eingetroffen, welche erzählten, daß es P. Schmid recht gut gehe, sowie daß er bei den Indianern sehr viel Gutes wirke und durch seine Musik große Bekehrungen befördere:

Er unterrichte nämlich die Chiquitos in der Musik. Alsdann steige er mit den Unterrichteten auf die Berge, auf welchen die wilden Heiden in Höhlen, die dort in den Wäldern sind, sich aufhalten, und stimme daselbst mit den Seinigen eine liebliche Musik an. Dadurch locke er die Heiden aus ihren Erdlöchern heraus, ziehe sie an sich, gewinne ihre Herzen, unterrichte sie im Glauben und vereinige sie also mit der christlichen Gemeinde.

Gewiß hat diese Nachricht die Anverwandten des P. Schmid recht gefreut. Es war wohl die letzte Kunde, welche die alte Mutter des Missionärs von seinem erfreulichen Wirken empfing, indem sie der liebe Gott kurz darauf zu sich nahm. Übrigens mußten sich die Seinigen in der Heimat recht lange Zeit gedulden, bis sie von dem mit Arbeiten überhäuften „Indianerpater" aus dem fernen Südamerika Briefe erhielten. Erst vom Herbste 1761 liegt uns wieder ein Schreiben vor, aber ein recht umfangreiches und interessantes, das uns den unermüdlichen Mann in einer neuen Eigenschaft zeichnet.

Südamerikanischer Indianer auf der Jagd.

5. Der Missionär als Architekt.

Jeder Missionär verdient den Namen „Architekt", weil er dem lebendigen Baue der Kirche neue Steine einfügt und die Herzen seiner Bekehrten in Tempel des heiligen Geistes umwandelt; aber P. Schmid ist nicht nur im übertragenen, sondern auch im eigentlichen Sinne des Wortes „Architekt und Baumeister" gewesen, wie wir aus dem oben angeführten interessanten Briefe erfahren.

„Ich erinnere mich nicht," lesen wir in demselben, „euch schon geschrieben zu haben, wie ich in der Reduction St. Raphael eine neue Kirche erbaut habe. Ich wünschte, ihr könntet sie selber sehen. Ihr würdet euch freuen und darüber verwundern, wie es auch die Indianer thaten, welche nach Vollendung der Kirche sagten, daß sie nun mit größter Freude und Begierde dieselbe besuchten. Sie ist 80 Ellen lang, 24 Ellen breit und 15 Ellen hoch; sie hat zwei Reihen von Säulen, acht auf jeder Seite. Diese Säulen sind große, dicke und hohe Baumstämme, wohl ausgearbeitet, gleich Salomonischen Säulen. Auch die Wände haben ihre Säulen, welche mit Piedestal, Kranz und Kapitäl geschmückt sind. Sie sind zwar nur aus ungebrannten Ziegeln gemacht, bieten aber einen ganz guten Anblick, weil sie mit verschiedenen Farben gut ausgemalt sind. Auch die ganze Kirche ist ausgemalt und die Altäre haben schöne Bildnisse, welche wir weither kommen ließen. Der Boden ist mit Backsteinen und das Dach mit Ziegeln belegt, welche wir gemacht und für diese Kirche zuerst gebrannt haben. Bald hernach brannten wir auch Ziegel für unser Wohnhaus; früher waren alle Dächer nur mit Stroh oder Rasen bedeckt. Für diese neue und schöne Kirche habe ich auch eine neue und größere Orgel gemacht. Sie können nicht glauben, wie gut diese Indianer die Orgel schlagen, wie gut sie geigen und singen gelernt haben, womit sie ihren unendlichen Schöpfer nicht nur an Festtagen loben und preisen, sondern auch an Werktagen in der heiligen Messe, zu deren Anhörung sich das Volk täglich in der Kirche versammelt. An den vorzüglicheren Festtagen sind viele Hunderte, welche beichten und die heilige Communion empfangen. Ebenso versammelt sich das Volk alle Abende in der Kirche, den Rosenkranz zu beten, um dadurch von der allerseligsten Mutter Gottes eine glückselige Sterbestunde zu erlangen:

‚O Mutter der Barmherzigkeit,
Verlaß mich nicht im letzten Streit!'

Diese neue Kirche des hl. Raphael war eine Miturſache, daß ich in die Reduction des hl. Franz Xaver berufen wurde, um auch dort eine ähnliche Kirche zu bauen. Ich habe sie vollendet; sie wurde in einigen Stücken noch besser und mit einer größeren Orgel versehen, worüber diese Indianer nicht weniger Freude bezeigten. Hierauf haben die Einwohner der nächsten Reduction von der Empfängniß Mariä, welche ihre unbefleckte Mutter von ganzem Herzen lieben, inständigst gebeten und gesagt, ihr Dorf könne nicht weniger ohne eine neue und schöne Kirche sein, indem die Königin der Engel und Mutter Gottes selbst seine Patronin wäre. Ich mußte also auch diese dritte Kirche erbauen und sie ist eben so schön als die beiden erstern geworden. Deßwegen gehen auch diese Indianer, wie die schon erwähnten, mit großer Freude in die neue Kirche, ihre mächtige und gütige Patronin zu bitten:

‚O Maria, ich bitte dich:
Im Tod und Leben streit' für mich!'

Nun wurde ich in die Reduction des hl. Johannes Baptista geschickt. Hier habe ich die so sehr erwünschte Gelegenheit bekommen,

ungläubige Indianer aus den Wäldern heraus zu locken. In den verflossenen Jahren waren diese noch ganz wild und wollten ihre Wälder durchaus nicht verlassen. Jetzt aber habe ich aus diesem Dorfe 300 Mann geschickt, die Wilden aufzusuchen und einzuladen, daß sie mit ihnen kommen und wie gläubige Christen leben möchten. Unterdessen haben wir den gütigsten Gott und seine allerliebste Mutter täglich und inständigst bis zu ihrer Wiederkehr für die Bekehrung der Wilden gebeten. Endlich, nach mehr als zwei Monaten kamen sie und führten 103 ungetaufte Seelen uns zu. Wir Alle im ganzen Dorfe zogen ihnen entgegen, bewillkommneten sie und führten sie mit Trommeln und Pfeifen, mit Waldhörnern, Trompeten und Schalmeien, mit Gesang und Tanz, mit Jubel und Frohlocken zur Kirche, wo wir ein: ‚Großer Gott, dich loben wir' anstimmten. Ich kann mit Worten nicht sagen, wie groß hiebei meine Freude, mein Trost gewesen sei. Wenn ihr hier gewesen wäret, gewiß hättet ihr euch nicht enthalten können, Thränen der Freude zu weinen. Die Männer waren ohne alle Bekleidung, die Weiber nur vom Gürtel bis zum Knie verhüllt. Ich habe also Allen sogleich neue Kleider ausgetheilt; einem jeden ein sackähnliches Hemd, das den Männern bis zu den Knieen, den Weibern bis an die Füße reichte. Darnach lud ich sie ein, die zubereitete Mahlzeit zu genießen. Sie setzten sich also zur Erde nieder, welche stets ihr Tisch ist, und machten sich mit gutem Appetit über die Speisen her, die aus Fleisch, Maisbroden und Seim von Zuckerrohr bestanden. Endlich theilte ich unterschiedliche Dinge unter sie aus, an denen sie Freude hatten: Nadeln, rothe Wolle, Halsschnüre aus Glasperlen, Medaillen, Rosenkränze aus Holz oder Bein gefertigt, Messer, Beile, Scheeren, Angeln u. dgl.; so zogen sie ganz vergnügt in die für sie errichteten Häuser, wo sie von den Indianern, die schon länger im Dorfe wohnten, mit noch mehr Gaben beschenkt wurden.

Nun höret, was sich zu dieser Zeit zutrug! Ein Kazike oder Vorsteher der Indianer ging auf seinen Acker, um nach seinem Mais zu sehen, welcher schon groß und beinahe reif war. Er bemerkte aber, daß Wildschweine einen Theil davon gefressen und verderbt hatten. Da warf er sich voll Schmerz auf seine Kniee, seine Hände aber und sein Gemüth hob er zum Himmel empor und betete also: ‚Mein höchster und liebster Gott! Siehst du denn nicht, wie die wilden Thiere mein Korn gefressen und verderbt haben? Wenn du nicht hilfst, so werden sie mir den ganzen Acker auffressen oder verderben, und was werde ich dann den ungetauften Indianern zu essen geben? Was für ein Brod werde ich ihnen darreichen können? Mein gütigster Gott! erbarme dich meiner und ihrer! Erhöre mein Seufzen, meine Bitten und Klagen!' Nach diesem Gebete ist er traurig nach Hause gegangen, hatte aber doch eine gute Hoffnung gefaßt, daß der gütige Gott sich bei dieser Sache in's Mittel legen würde. Am folgenden Tage ging er wieder nach seinem Acker und fand mit Verwunderung und Freude, daß zunächst dem verderbten Mais zwei große, fette Wildschweine todt auf der Erde lagen. Ohne Verzug wandte sich der Indianer an Gott und sagte ihm von Herzen Dank, daß er, wie er sicher glaubte, diese Thiere so geschwind getödtet und mithin sowohl für die Zukunft allen Schaden abgewendet, als auch ihm und den Ungläubigen mit ihrem schmackhaften Fleische eine gute Mahlzeit zugerichtet habe. Am Tage nach der Ankunft der Ungläubigen wurden alle kleinen Knäblein und Mägdlein mit der größten Feierlichkeit getauft. Die Erwachsenen mußten vorerst in der christlichen Lehre unterwiesen werden.

Als im folgenden Jahre die Regenzeit verflossen war, habe ich wieder 300 Mann ausgeschickt, welche gleichfalls mit 100 Ungläubigen zurückkehrten, die wir wie die Ersten mit Freude, Frohlocken und Feierlichkeit empfingen. . . . Ich habe oben erzählt, wie ich in der Reduction Mariä Empfängniß eine neue Kirche erbaute. Dieser mangelten noch passende Altäre, deßhalb wurde ich vor zwei Jahren dahin berufen und habe im verflossenen Jahre den Hauptaltar und heuer die beiden Seitenaltäre gemacht. Der Hauptaltar ist schön vergoldet und so glänzend und zierlich anzusehen, daß er mit Ruhm und Ehre in jeder europäischen Stadt stehen dürfte. Er ist zehn Ellen breit, fünfzehn Ellen hoch und aus Cedernholz in ähnlicher Weise geformt, wie es die Altäre in Europa zu sein pflegen. Die Indianer staunen, wenn sie ihren vergoldeten Altar ansehen. Auch Du, lieber Bruder, würdest staunen und Dich verwundern, wie ich solche Sachen zu fertigen verstehe, und ich bekenne, daß ich mich selbst darüber wundere. Aber Gott hilft mir, weil er wie einst durch den salomonischen Tempel so auch durch diese Kirchen und Altäre von den Indianern gelobt, geehrt und gepriesen werden will. Jetzt muß ich in das Dorf St. Michael, um auch dort vergoldete Altäre zu machen, und nachher kömmt die Reduction St. Ignaz an die Reihe, wenn mir Gott das Leben fristet, welches ich zu seinem Lobe und seiner größern Ehre anzuwenden mich befleiße, nicht nur dadurch, daß ich Altäre baue, sondern auch daß ich, wie meine Mitmissionäre, mit allen Mitteln eines Seelsorgers den Indianern beistehe und sie ohne Unterlaß zu allem Guten ermahne, indem ich oft mich dieser und ähnlicher Worte bediene:

Wenn du willst allzeit fröhlich sein,
Im Leben und im Tod:
Hüt' dich vor Sünden groß und klein
Und liebe deinen Gott!
O Himmelreich! O Vater!
O Seligkeit! O Gnade!
O Jesu, in der Ewigkeit
Schließ' mich nicht aus von dir!

Vor nicht langer Zeit sind aus einem anderen Dorfe die Christen ausgezogen, um die Ungläubigen aufzusuchen und zu sich einzuladen. Diese aber haben zwei Christen erschlagen. In dem darauf folgenden Jahre gingen die Christen deßungeachtet doch wieder zu ihnen, und da ließen sich eben dieselben Ungläubigen bewegen, sich in der Reduction anzusiedeln, und sie halten sich wohl."

„Jetzt wende ich mich," schreibt P. Schmid voll Innigkeit am Schlusse seines Briefes, „an unseren höchsten, allmächtigen Gott und an seine heiligste Mutter und Jungfrau Maria, unsere größte Hilfe und unser Trost:

In deiner Lieb', o Gott, mich üben,
Ist meine Lust, ist meine Ruh.
Will lieber sterben als nicht lieben:
Gib, Gott, mir deine Gnad' dazu!
O Maria, du liebest mich:
Von ganzem Herzen lieb' ich auch dich!
Durch deinen Sohn ich herzlich bitt',
In meinem Tod verlaß mich nit!

Wir haben schon lange gelebt. Ich bin 67 Jahre alt. Das Ende kann nicht mehr weit sein. Wir müssen uns Alle wohl vorbereiten, nicht nur wir Alten, sondern auch die Jungen: die Alten, weil sie nicht mehr lange leben werden; die Jungen, weil sie täglich sterben können."

Hier, wo der eifrige Missionär vom Tode redet, dachte er gewiß an nichts Anderes, als seine Tage ruhig und friedlich im Lande der Chiquitos beschließen zu können; dieses war ihm ja zur zweiten Heimath geworden, hier weilte er wie ein Vater geliebt und geehrt inmitten seiner Kinder, welche er mit unsäglicher Mühe zu glücklichen Menschen und zu Kindern Gottes herangebildet hatte. Aber die Gedanken der Menschen sind nicht die Pläne Gottes. Die Vorsehung hatte in ihrem unerforschlichen Rathschlusse eine Zulassung beschlossen, die unser beschränkter Verstand nicht begreifen kann und bei der wir nur in Demuth unser Haupt dem göttlichen Willen beugen können. Es sollte der Hölle gelingen, alle die schönen Werke des Seeleneifers von Tausenden von Missionären mit einem Schlage zu vernichten!

(Schluß folgt.)

Aden.

1. Geographisches.

Die Stadt Aden liegt an der Küste Arabiens, etwa 400 Kilometer von der Straße Bab-el-Mandeb entfernt, unter 12° 43′ N. Br. und 62° 47′ Ö. L. von Ferro. Der Name soll von Dadan kommen, dem Sohne Regma's, des Sohnes Chus, des Sohnes Cham; soweit hinauf datirt man den Ursprung Adens! Gewiß ist, daß schon die Römer hier herrschten; hierfür zeugen noch jetzt die Cisternen, der Aquäduckt und die Treppe, welche zum großen Hügel von Ciam-Ciam führt. Im 14. und 15. Jahrhundert, bevor die Portugiesen den Seeweg um das Cap der guten Hoffnung nach Indien entdeckt hatten, war Aden der Stapelplatz für die Reichthümer Indiens und China's, welche von arabischen Kaufleuten nach Europa geführt wurden. Von Aden gingen die Schätze des Orients, nachdem sie dem dortigen Scheik einen hohen Tribut erlegt, das rothe Meer hinauf. Aber nachdem das Cap der guten Hoffnung entdeckt war, verlor die Stadt ihre alte Bedeutung und ward durch Kriege vollends ruinirt.

Albuquerque, der portugiesische Vicekönig Indiens, erschien im Jahre 1513 mit 20 Schiffen vor Aden, ward aber zurückgeschlagen. Wenige Jahre später (1539) jedoch verlor die Stadt ihre Unabhängigkeit an Soliman II., welcher den Sultan von Aden freundlich auf seine Flotte einladen, ihn dann aber verrätherischer Weise überfallen und ermorden ließ. So gerieth Aden unter türkische Herrschaft; was sie ihm brachte, ersehen wir aus den Zeugnissen der Reisenden des 17. Jahrhunderts. Als Avington im Jahre 1692 dorthin kam, konstatirte er, daß die Stadt, „vormals einer der schönsten Häfen der Küste, das Generalmagazin der Waaren des Großmogulreiches, Persiens, Arabiens und Äthiopiens, vollständig von seiner Bedeutung herabgesunken sei, und ihr Handel sich nur noch auf Kaffee, Aloe und Myrrhen beschränke".

Aden war in Vergessenheit gerathen, bis die englisch-ostindische Compagnie im Jahre 1834 dem Lieutenant Wellested auftrug, die Stadt zu besuchen. Damals stand sie unter der Herrschaft der Abdallis, eines mächtigen Stammes von Yemen, hatte aber bloß noch einen Haufen von Ruinen aufzuweisen. Die Compagnie erhielt die Erlaubniß, für den eben begonnenen Dampfbootdienst dort provisorisch eine Kohlenniederlage zu errichten. Einige Jahre später (1839) sandte der Generalgouverneur von Indien eine kleine Flotte, welche die Araber vertrieb; der damalige Sultan von Aden verkaufte gegen eine jährliche Rente seine Herrscherrechte an die Engländer.

Seit der englischen Besitzergreifung hat sich die Bevölkerung Adens fast verdreißigfacht. Im Jahre 1834, als Wellested es besuchte, zählte es 1200, heute dagegen 35,000 Einwohner, unter ihnen über 3000 Engländer und sonstige Europäer.

Das etwa zwei (engl.) Meilen lange Thal, in welchem sich Aden erhebt, öffnet sich bloß nach der Meerseite hin. Regen gibt es dort selten, somit auch keine Bäume und Pflanzen, so daß Alles entweder zu Wasser oder zu Lande aus den entferntesten Gegenden Arabiens oder aus überseeischen Ländern herbeigeschafft werden muß.

„Es wird euch nicht unangenehm sein," schreibt eine Schwester vom guten Hirten aus Aden an ihre Mitschwestern in Europa, „wenn ich euch mittheile, wie wir uns hier unsere Lebensmittel verschaffen, denn auf unserem sonnverbrannten Gebirge wächst nichts. Thee, Reis und einige andere Waaren kommen uns über See zu, alles Andere aber stammt aus dem fruchtbaren Innern Arabiens. Jeden Morgen bringen lange Reihen von Kameelen das Brennholz und das Futter für das Vieh; andere sind mit frischen Gemüsen, Früchten, Kaffee, Zuckerrohr, mit Geflügel und Wild beladen; noch andere tragen in Schläuchen Wasser, Oel u. s. w. herbei. Ihnen folgen dann zahlreiche Heerden von Schafen und Ziegen. Das ist sehr gut und schön, nicht wahr? Allein wenn die Araber üble Laune haben, wie dieses im vorigen Jahre (1874) zuweilen der Fall war, und sie einen oder einige Tage mit ihren Vorräthen ausbleiben, dann ändert sich das Bild. Die Bewohner waren in größter Sorge und der englische Gouverneur mußte durch seine Truppen die Araber zur Vernunft bringen, damit sie uns nicht aushungerten. Das Klima ist im Ganzen nicht sehr ungesund; während einiger Monate im Winter dürfte man es beinahe angenehm nennen; im Sommer aber ist die Hitze unerträglich."

Die durch Natur und Kunst befestigten Bergrücken machen Aden zu einer Festung, welche man mit Recht das Gibraltar des Orients nennt. Der festeste Punkt ist zwei (engl.) Meilen von der Stadt entfernt; man gelangt durch einen langen Tunnel zu ihm und sieht sich dort dem Meere und einer Esplanade gegenüber, auf welcher das Arsenal, die Häuser der Europäer und einige Wohnungen von Eingebornen stehen. Ein kleinerer Tunnel führt zu einem großen Fort, in dem sich die Kasernen, die Exercirplätze, ein großes Wasserreservoir und eine Maschine zum Destilliren des Wassers befinden. Über eine Zugbrücke gelangt man von dort zum kleinen Handelshafen; hier liegen das Zollhaus und große Magazine, umgeben von einigen erbärmlichen Hütten von Afrikanern und Arabern. In der Entfernung einer halben Meile stößt man auf ein großes Dorf von Somalis, und ist dann am „Steamer-Point".

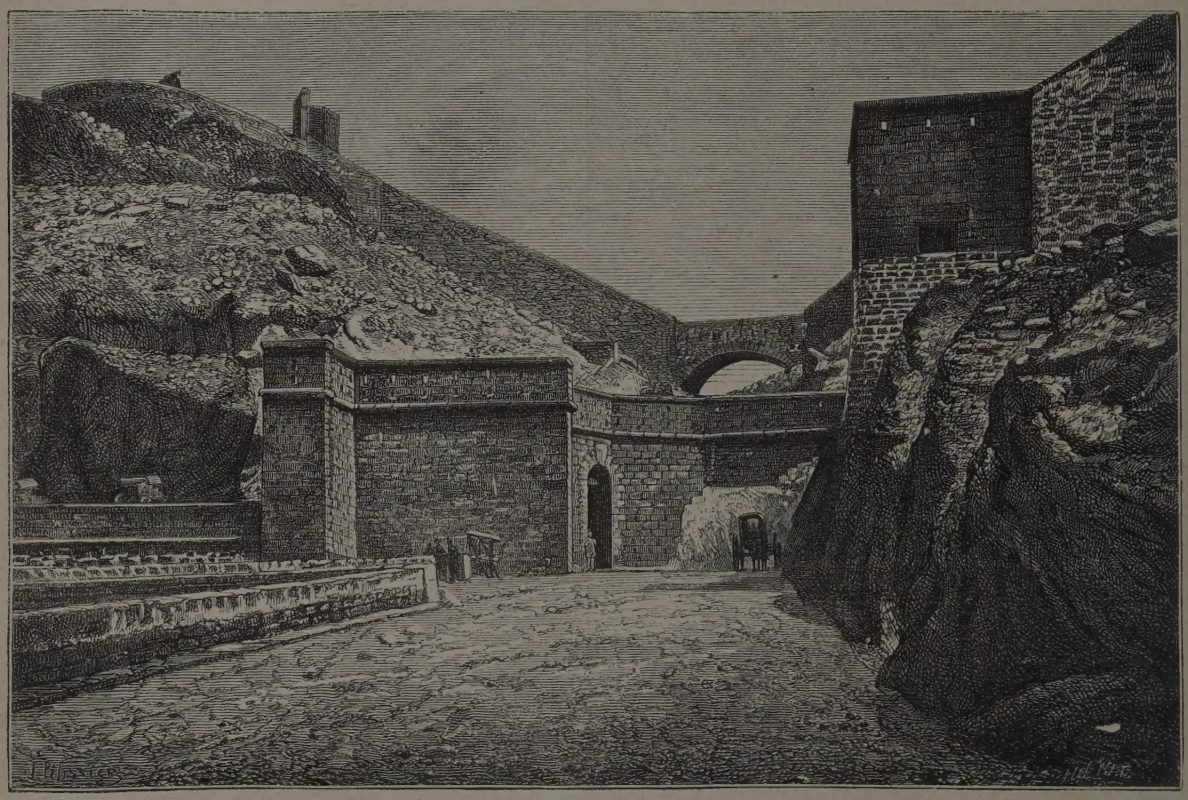
Steamer-Point ist der Hafen von Aden; alle Schiffe, die nach Indien, China und Japan segeln, müssen hier anlegen. Die Vollendung des Suezkanals hat die ohnehin schon große Bedeutung desselben verdoppelt. Mehr als 500 größere Fahrzeuge gehen jährlich hier ein und aus, von denen $^9/_{10}$ die englische Flagge führen; außerdem beherbergt der Hafen jährlich wenigstens 3000 Küstenfahrer. Den Werth der Einfuhr berechnet man auf mehr als 30 Millionen Mark im Jahr; die Ausfuhr wird auf 12 Millionen geschätzt. Ausgeführt werden aber nur Produkte, die aus dem innern Arabien oder aus Afrika stammen, namentlich Gummi, Kaffee und Elfenbein. Der Steamer-Point mit seiner frischen Seebrise ist die Residenz des englischen Gouverneurs, des Generals, des französischen und österreichischen Consuls, des Agenten der engl. Dampfschifffahrts-Gesellschaft, sowie einer gewissen Anzahl anderer Europäer; auch die europäischen Hotels und die Telegraphen-Bureaux sind am Steamer-Point. Seine Entfernung von der Stadt Aden beträgt zwei gute Stunden; der Weg folgt anfangs dem Strande, durchschneidet das ärmliche Dorf der Somalis, entfernt sich allmählich vom Meere, und gestaltet sich bald zu einer ziemlich steilen Auffahrt, welche in mehreren sich zurückwindenden Schlangenlinien endlich bis zu einem Punkte aufsteigt, an dem eine Mauer

unersteigbarer Felsen vor dem Reisenden sich aufthürmt. Dort eröffnet ein Tunnel von 100 M. Länge und 15 M. Breite den Eingang zum Thale von Aden. Dieser Tunnel ist durch eine Zugbrücke gesichert, welche jeden Abend um 7 Uhr aufgezogen wird, sowie durch ein Doppelthor, über welchem schwere Geschütze aus den Schießscharten einer Brustwehr hervorblicken. Endlich bildet noch eine Mauer, welche sich von einem Berge zum andern zieht und mit zahlreichen Thürmen besetzt ist, die Schutzwehr der Festung. Noch einige Schritte, und man tritt in einen weiten, fast kreisförmigen, von zackigen Felsen beherrschten und gekrönten Mauerring ein. Das ist Aden.

Eine glühende Sonne, deren Strahlen die Felsen zurückwerfen, unterhält hier im Sommer eine ganz unerträgliche Temperatur; des Nachts weht keine Brise, die Gluth dieses Backofens abzukühlen. Einige verkrüppelte Bäume, welche man vor dem Regierungsgebäude gepflanzt hat und mit großen Kosten bewässert, vertreten die ganze Pflanzenwelt.

Die Stadt besteht aus dem Viertel der Eingebornen, wo es in kalkübertünchten Lehmhütten von einer schmutzigen, zerlumpten Bevölkerung wimmelt, und aus dem Stadtviertel der Europäer. Letzteres hat zwei gerade, lange, mit Staub angefüllte Straßen, an denen zweistöckige Häuser mit Jalousien und Verandas liegen. Hier ist der Mittelpunkt des Handels, der jedoch fast ganz in den Händen der Hindus und Parsis sich befindet.

Die Cisternen und ihre Gärtchen sind die größte Sehenswürdigkeit von Aden.



Tunnel und Thor von Aden.

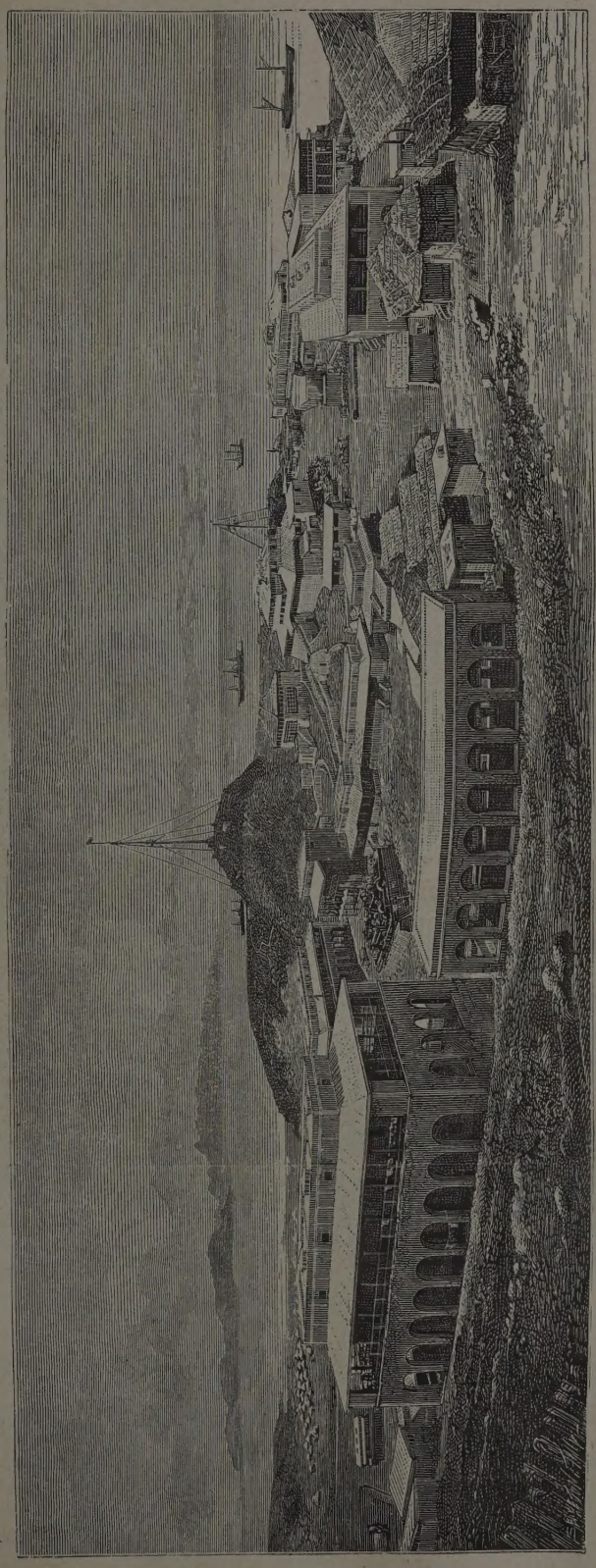
„In einer Stadt," so schrieb jüngst ein Reisender, „in welcher nicht der kleinste Bach, nicht die kleinste Wasserader sich zeigt, war die Herstellung großer Reservoirs eine Nothwendigkeit. Die Natur kam wunderbar zu Hilfe. Tief eingeschnittene und ausgehöhlte Schluchten hat man an ihrem Ausgange mit gigantischen Dämmen abgeschlossen und in dieser Weise gewaltige Bassins geschaffen, deren Grundmauern in das höchste Alterthum, bis zu Salomon und vielleicht auch noch höher hinaufreichen. Jedenfalls war Aden den Römern bekannt; sie brachten die verfallenden Cisternen wieder in Ordnung, oder bauten dieselben richtiger gesagt auf's Neue. Die Türken hatten trotz ihrer Herrschaft von mehreren Jahrhunderten keinerlei Ausbesserung daran vorgenommen, so daß die Cisternen dem Einsturz drohten, als die Engländer sie wiederherstellten und in den gegenwärtigen guten Stand brachten."

2. Die katholische Mission in Aden.

So lange Aden unter der Herrschaft der Türken und Araber stand, war wie in den übrigen muhammedanischen Ländern an eigentliche Missionsversuche nicht zu denken. Erst seitdem die Engländer Besitz ergriffen haben, können wir daher von einer Mission in Aden reden. Im Jahre 1840 befand sich in Dschedda, dem Hafenplatz von Mekka, eine beträchtliche Anzahl katholischer Europäer; unter dem mächtigen Schutze Mehemed Ali's, welcher damals seine Herrschaft von Ägypten aus wie über Syrien so auch über Arabien ausgedehnt hatte, war es ihnen vergönnt worden, sich dort anzusiedeln. Auf ihren Wunsch sendete die Propaganda den Serviten P. Foguet als apostolischen

Vicepräfekten dorthin, um den verlassenen Katholiken eine geordnete Seelsorge zu bringen. Allein die politischen Ereignisse zwangen Mehemed Ali, seine Truppen aus Arabien zurückzuziehen, und die Europäer mußten Dschedda verlassen. Bei seiner Ankunft im Jahre 1841 fand daher P. Foguet nur noch einige wenige Katholiken vor; der Weisung der Propaganda entsprechend verlegte er nun seinen Sitz nach Aden, wo sich seit der englischen Occupation eine beträchtliche europäische Bevölkerung ansammelte. Unter vielen und großen Leiden legte er hier den Grundstein zu der heutigen katholischen Mission. Im Jahre 1847 wurde er durch einen andern Serviten, P. Markus Gradenico, ersetzt; allein nach zwei Jahren schon mußte sich auch dieser, ganz erschöpft von Arbeit und Krankheit, zurückziehen.

Um jene Zeit kam Msgr. Massaja, aus dem Kapuzinerorden, mit einigen seiner Ordensbrüder in Aden an; sie waren für die Mission unter den Gallas bestimmt, welche gegenwärtig ihre Sitze im Westen des Somalilandes und südlich von Abessynien bis zum Aquator haben. Der neuernannte apostolische Vikar erkannte, daß es für seine Mission von der größten Bedeutung sei, wenn er einen Stützpunkt in Aden besitze, von dem aus er seine Verbindung mit Europa unterhalten könne. Somit ließ er einen seiner Begleiter, P. Ludwig Sturla, in Aden zurück, und dieser übernahm zugleich die durch die Abreise des P. Gradenico verwaiste Mission. So kam dieselbe in die Hände des Kapuzinerordens, welcher sie auch



Steamer-Point.
1. Europäisches Hospital. — 2. Consulate. — 3. Wohnung des General-Gouverneurs.

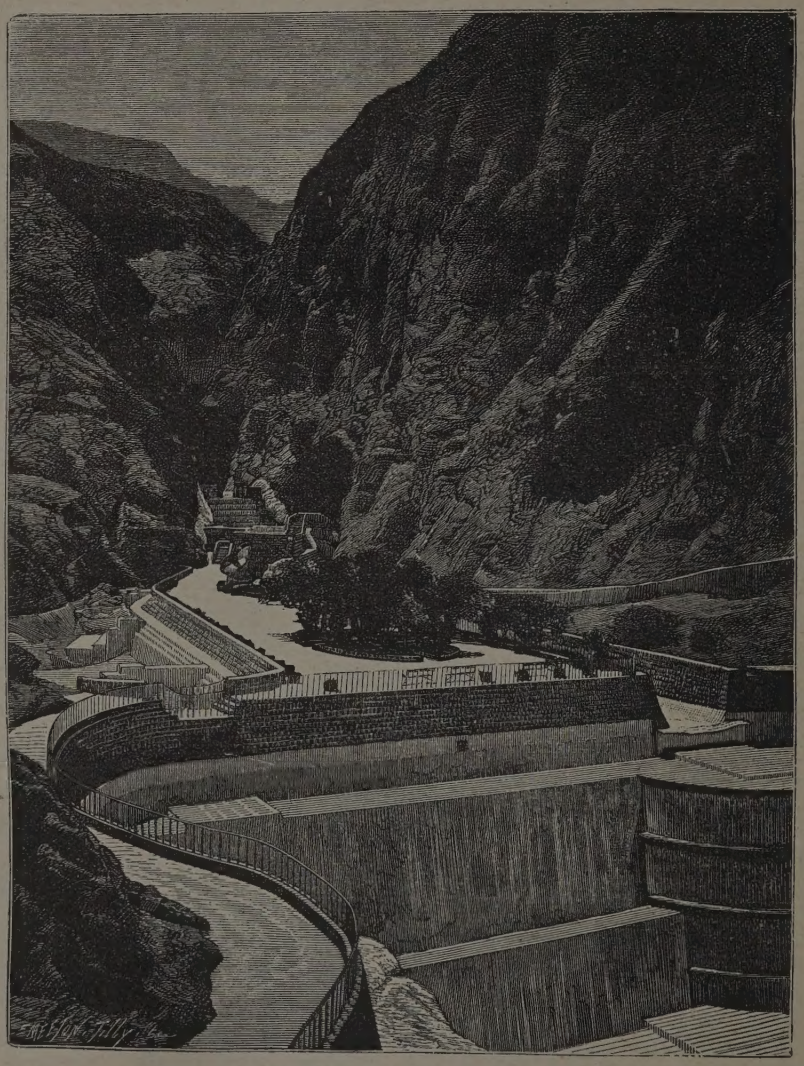
gegenwärtig noch besitzt; doch wurde sie erst im Jahre 1872 definitiv mit der Gallasmission vereinigt.

Gleich der erste Kapuziner-Missionär, P. Ludwig Sturla, ließ die Mission einen bedeutenden Fortschritt machen. Indem er sich nämlich in gutes Vernehmen mit dem englischen Gouverneur setzte, ermöglichte er durch dessen Hilfe die Erbauung des ersten katholischen Gotteshauses in Aden. Auf einem schönen Platze ganz nahe bei der Stadt erhob sich bald eine Kirche, welche mit den meisten Missionskirchen an Schönheit wetteifern kann. Sie hat drei durch acht Pfeiler getrennte Schiffe; der Chor ist mit Marmor belegt und durch einen schönen Hochaltar aus Stein geziert; außerdem hat die Kirche noch zwei hübsche Seitenaltäre. An sie schließt sich die Residenz für die Missionäre an, welche 5—6 Patres beherbergen kann, und in der Hoffnung, daß einst ein weiblicher Orden den Unterricht der weiblichen Jugend übernehmen würde, erbaute P. Ludwig einen geräumigeren Flügel als künftiges Kloster und Pensionat der Schwestern. Als seine zerrüttete Gesundheit ihn im Jahre 1860 zwang, Aden zu verlassen, stand die Mission in schönster Blüthe, und seine Nachfolger, die Patres Juvenal de Tortosa (1860—64), Alphons de Macerata (1864—71) und Dominicus von Toulouse (seit 1871) hatten auf dem betretenen Wege nun weiterzugehen. P. Alphons erbaute in Steamer-Point eine hübsche Kapelle mit einem kleinen Wohnhaus für zwei Patres; es war dieß um so nöthiger, als auch dort die Katholikenzahl

bedeutend zunahm und in den beiden Militärspitälern stets manche katholische Kranke lagen, für welche von Aden aus nur schwer die nöthige geistige Hilfe geleistet werden konnte. Auch war es P. Alphons, dem es gelang, den bereits von P. Sturla gehegten Plan zur Ausführung zu bringen und für die Erziehung der weiblichen Jugend Schwestern zu gewinnen. Am 6. Mai 1868 reisten sechs Schwestern vom guten Hirten aus dem Mutterhause von Angers ab, um sich unter der glühenden Sonne Adens dieser mühevollen Aufgabe zu unterziehen.

Mit dem materiellen Fortgang der Mission hielt leider der geistige nicht vollständig gleichen Schritt; denn die Schwierigkeiten, welche die Missionäre in dieser Beziehung fanden, sind ganz außerordentlich.

„Um Ihnen von denselben einen Begriff zu geben (schreibt der jetzige apostolische Präfekt, P. Dominikus, im December 1875), muß ich die Bevölkerung von Aden in verschiedene Gruppen zerlegen. Die erste und zahlreichste ist unserm Wirken vollständig unzugänglich und steht uns wie eine unbezwingliche Feste gegenüber; es ist diese die muhammedanische Bevölkerung. Dieselbe besteht aus ungefähr 15,000 Arabern, die theils in Aden einheimisch, theils aus der arabischen Halbinsel eingewandert sind; sie gehören allen verschiedenen Sekten des Islams an und haben 5 oder 6 Moscheen. Zu diesen treten noch etwa 3—4000 Somalis, die zwar auch dem Namen nach muhammedanisch sind, aber ohne allen äußern Cult leben und keine Moschee besuchen. Auf diese Gruppe von ungefähr 20,000 Seelen haben wir gar keinen Einfluß. Ebenso entziehen sich die zweite und dritte Gruppe vollständig unserer Thätigkeit, nämlich die 2—3000 Juden, die hier wie in Europa sich nur damit beschäftigen, Geld zu verdienen, und die ebenso zahlreichen Parsis und Banianen[1]. Die letzteren sind hier sehr einflußreich und genießen bei der Regierung ihres Reichthums wegen großes Ansehen. Auch sie sind ganz in das Materielle versenkt und wollen vom Reiche Gottes nichts hören und sehen. Die vierte Gruppe endlich, für die wir einigermaßen arbeiten können, bilden die Christen; allein auch hier fehlt es an Schwierigkeiten nicht. Mehr als die Hälfte derselben sind Soldaten der Besatzung, und da diese regelmäßig alle 15 Monate gewechselt wird, gelingt es nur schwer, die Katholiken alle kennen zu lernen. Außerdem ist die weit größere Anzahl nicht katholisch und tritt uns mit den gewöhnlichen protestantischen Vorurtheilen gegenüber. Nur gering ist die Zahl der hier ansäßigen Katholiken; sie wird kaum 200 übersteigen; sie stammen meistens aus Goa und Madras. Als ich zuerst nach Aden kam, hielt ich es für leicht, eine katholische Knabenschule zu gründen, und ich hatte zu diesem Zwecke bereits die Vorbereitungen getroffen. Allein ich wurde in meiner Erwartung getäuscht. Nicht nur ist die Zahl der katholischen Kinder sehr unbedeutend, sondern diese besuchen auch meistens die von der Regierung gegründete Freischule, welche einen Parsi zum Vorsteher hat; allerdings darf dieser keine religiöse Frage berühren, so daß die Schule ganz confessions- und religionslos ist. Welchen Gefahren unter diesen Umständen die unter den Protestanten, Juden, Parsis, Hindus und Muhammedanern ganz verlorenen katholischen Knaben ausgesetzt sind, ist klar. Um diesem Übel abzuhelfen, habe ich einen jungen



Die Wasser-Reservoirs von Aden.

[1]. Banianen heißen die Mitglieder des Standes der Kaufleute in Indien, welche sich an der Küste des persischen Meerbusens und in ganz Ostafrika sehr stark verbreitet und bedeutende Kolonien gegründet haben. Sie bilden meistens Handelsgesellschaften mit gewissen religiösen Ordnungen und haben in manchen Hafenstädten des rothen Meeres fast den ganzen Seehandel an sich gerissen.

Missionär beauftragt, täglich zweimal die katholischen Knaben im Missionshause um sich zu sammeln, um sie im Gesang und in den Ceremonien zu unterrichten. Diese Unterrichtsgegenstände ziehen sie an, und wir haben dabei Gelegenheit, ihnen auch den sonst mangelnden Religionsunterricht zu ertheilen. Hoffentlich aber ist hiermit zugleich auch der Grundstein zu einer katholischen Knabenschule gelegt."

Unterdessen steht die Schule der Schwestern vom guten Hirten schon in voller Blüthe und wird fast noch eifriger von protestantischen als von katholischen Mädchen besucht; auch hat dieselbe bereits Früchte zu tragen begonnen, indem mehrere der protestantischen Schülerinnen, angezogen durch die Tugendbeispiele der Schwestern, sich im katholischen Glauben haben unterrichten lassen. Doch haben die eifrigen Ordensfrauen auch noch Zeit gefunden, sich der Negerkinder anzunehmen.

„Wenige Tage nach unserer Ankunft," schreibt eine Schwester, „kam man uns mitzutheilen, daß eine Menge Neger in unserm Hafen angekommen seien. Die Engländer nämlich machen eifrig Jagd auf die Sklavenschiffe, um die unglücklichen Gefangenen zu befreien. Wir wendeten uns sofort an den General, damit er uns einige der befreiten Negermädchen zur Erziehung anvertraue; er antwortete, wir sollten nur nehmen, so viele wir wollten. Somit fuhr denn unsere Oberin in Begleitung des P. Alphons in einer kleinen Schaluppe zum Slave Island (Sklaven-Insel), wo man die Unglücklichen vorläufig untergebracht hatte. Welches Schauspiel bot sich da ihren Augen dar! Hunderte von Männern, Frauen und Kindern saßen dort halbnackt herum, während einige Männer, mit Peitschen bewaffnet, zwischen ihnen herumgingen, um Ordnung zu halten. Unserer Oberin brach fast das Herz und gern hätte sie alle mit sich genommen; aber leider hatten wir weder den nöthigen Platz noch die nöthigen Mittel, um viele unterzubringen und zu ernähren; wir konnten nur sechs aufnehmen. Es war eine angenehme, wenn auch nicht leichte Aufgabe, sie in den Wahrheiten unserer heiligen Religion zu unterrichten; nach einigen Monaten schienen sie hinreichend vorbereitet und am Charsamstag 1869 empfingen sie die heilige Taufe durch den hochwürdigsten Bischof von Patna, welcher auf seiner Reise nach Rom Aden berührte; die vornehmsten Damen unserer katholischen Gemeinde rechneten es sich zur Ehre, Pathinnen der armen Negermädchen zu werden. Bald nachher brachten die englischen Kreuzer ein zweites Sklavenschiff nach Aden, und dieses Mal erhielten wir acht kleine Negerinnen."

So wächst auch hier zwar langsam, aber stetig, eine katholische Gemeinde heran, und wenn auch die Mission von Aden in sich selbst betrachtet von keiner großen Bedeutung ist, so hat sie doch ihre Wichtigkeit als Stützpunkt für die Missionen in Abyssinien und den Gallasländern. Deßhalb hat denn auch der jetzige apostolische Präfekt, P. Dominikus, beschlossen, in Aden ein Seminar für die Gallasneger zu errichten. Bereits hat ihm Msgr. Massaja mehrere Gallasknaben zugesendet, damit dieselben eine katholische Erziehung und gründlichen Unterricht empfangen, und falls sie Beruf zum geistlichen Stande zeigen sollten, durch die höheren Studien zum Priesterstand vorbereitet werden. Auf diese Weise wird Aden der Gallasmission die ersten einheimischen Priester liefern.

Die Bekehrung der Gambier-Inseln.

(Mitgetheilt von P. **Jacob Bund**, aus der Congregation der heiligsten Herzen.)

Südöstlich vom Paumotu-Archipel, fast unter dem Wendekreis des Steinbockes [1], liegen einige kleine Inseln, welche von ihrem ersten Entdecker im Jahre 1797 die Gambier-Gruppe benannt wurde, jetzt aber nach dem einheimischen Namen des größten dieser Eilande meistens Mangareva (oder Ma'areva) genannt wird. Die ganze Gruppe, nur 5 deutsche Meilen lang und 3 Meilen breit, wird von einem breiten Riff umgeben, das an der Südseite durch drei breite Pässe den Schiffen Zugang in die Lagune gestattet. Die Lagune ist in ihrer nördlichen Hälfte fast ganz mit Korallenbänken gefüllt und zwischen diesen liegen außer einigen kleinen unbewohnten Eilanden und Felsen 4 größere Inseln: am nördlichen Ende Mangareva, östlich davon Aakena, südöstlich Akamaru und südwestlich Taravai. Die größte Insel, Mangareva, ist nur eine Meile lang und ¼ Meile breit; den Südtheil nimmt der höchste Berg, Daff genannt, ein, der bis zu 400 Meter ansteigt; der Rest der Insel ist wie die übrigen voll rauher, wilder Berge; anbaubares Land findet sich nur wenig. Trotzdem ist die Vegetation ziemlich reich und üppig; die Ebenen und Thäler, sowie die geschützten Bergabhänge tragen schöne Bäume, während die höheren Gipfel hauptsächlich mit Farren und Gras bewachsen sind. Landthiere gibt es nur wenige, wie auf den meisten Inseln Polynesiens. Die Bewohner, gering an Zahl — im Jahre 1872 waren ihrer auf den vier Inseln nur 936 — leben meistens von den in reicher Menge wild wachsenden Früchten des Brodbaumes und der Bananen sowie von Fischen. Als die ersten Europäer hier landeten, fanden sie die Eingeborenen in einem Zustande tiefer sittlicher Versunkenheit. Sie waren Menschenfresser, und fraßen nicht bloß im Kampfe Erschlagene, sondern auch Glieder ihres eigenen Stammes, oder tauschten diese auch wohl zu diesem Zwecke gegen die eines andern Stammes aus. Ihre ganze Kleidung bestand aus einem Gürtel von geflochtenen Bananenblättern, wozu bei den Frauen noch eine Matte um den Oberleib kam. Die Ehen wurden ohne Ceremonien geschlossen und ebenso leicht wieder getrennt. Der Kindermord war häufig und wurde gewöhnlich von den Frauen geübt. In ihren religiösen Ansichten stimmten sie fast ganz mit den stammverwandten Tuamotu-Insulanern überein, und brachten, wie diese, ihren Göttern auch Menschenopfer dar. Den ankommenden Europäern gegenüber zeigten sich die Insulaner scheu und feindselig, so daß der Verkehr mit ihnen unmöglich war; daher landeten hier auch nur jene Schiffe, welche zufällig ihre leeren Wasserfässer füllen mußten, zumal da der Handel hier wenig oder keine Ausbeute versprach. Allein für seeleneifrige Missionäre stand hier eine reiche Ernte in Aussicht, und sie beeilten sich, sie einzuheimsen. Nur wenige Beispiele dürfte die Kirchengeschichte von einer so raschen Bekehrung eines ganzen Volkes aufzuweisen haben.

[1] Die Hauptinsel liegt 23° 8′ S. Br. und 144° 45′ Ö. L. von Greenwich. Die folgenden geographischen Notizen sind entnommen aus P. Caret, Notices sur les Iles Gambier. Annales de la Propagation de la foi. XIV, 329—348, und Dr. C. Meinicken, Die Inseln des stillen Oceans. Leipzig 1876. II, 221 ff.

Nachdem im Jahre 1827 die Missionäre der Congregation der hh. Herzen (Picpus-Gesellschaft) auf Anstiften der Methodisten von den Sandwich-Inseln vertrieben worden waren, beschloß P. Coudrin, der Stifter und erste Generaloberе jener Congregation, auf einer andern Gruppe des stillen Oceans die Verkündigung des Wortes Gottes zu versuchen. Sein Auge fiel auf die südöstlich gelegenen Gruppen, die noch dem abscheulichsten Götzendienste huldigten und zu denen noch kein Glaubensbote gekommen war. Für diese Mission wurden drei Priester, die PP. Caret, Laval und Chrysostomus, und ein Katechet, der Laienbruder Columban, bestimmt. Am 1. Februar 1834 schiffte sich die kleine Colonie zu Bordeaux ein und landete Mitte Mai in Valparaiso (Chile). Trotzdem man sie hier durch die abenteuerlichsten Gerüchte über die Wildheit und Menschenfresserei der Bewohner jenes Archipels abzuschrecken suchte, ließen sie sich in ihrem Vorhaben nicht irre machen. Sie verhehlten sich zwar die Gefahren nicht, die ihrer warteten, aber sie waren entschlossen, um keinen Preis die Bekehrung jener armen Wilden aufzugeben. Der Verkehr zwischen Valparaiso und den Inseln des stillen Oceans war damals noch ein sehr seltener, und so konnten sie erst im Juli ein Schiff finden, das es unternehmen wollte, sie an der am weitesten ostwärts gelegenen Gruppe, also auf den Gambier-Inseln, auszusetzen. Am 16. Juli 1834, dem Feste U. L. Fr. vom Berge Carmel, segelten sie von Valparaiso ab, und nach einer einundzwanzigtägigen sehr glücklichen Fahrt liefen sie am 5. August, dem Feste Maria Schnee, in eine kleine

Der katholische Kirchhof zu Steamer-Point.

1. Wachtposten. — 2. Kaserne. — 3. Österreichisches Consulat.

Bucht der Insel Akamaru ein. Ihren Empfang und ihre ersten Schwierigkeiten auf der Insel zeichnet uns ein Brief des Missionspräfekten vom 6. October 1834.

„Als wir dem Lande so nahe waren," schreibt P. Caret, „daß wir von der Insel aus gesehen werden konnten, bedeckte sich das Gestade mit Männern, Frauen und Kindern, welche uns jauchzend und singend mit dem ihnen eigenen Gruße ‚ia o rana' bewillkommneten. Bald darauf kamen Männer an's Schiff heran, nahmen uns auf ihre Schultern und trugen uns an's Land. Welchen traurigen Eindruck machten diese zwar kräftigen aber fast ganz nackten Gestalten auf uns! Nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, sind sie durch grobe Laster dem unvernünftigen Thiere fast gleich geworden. Wir beteten inständigst zu dem Herrn, diesem armen unglücklichen Volke seinen Frieden spenden zu wollen: ‚Pax huic insulae et omnibus habitantibus in ea.'

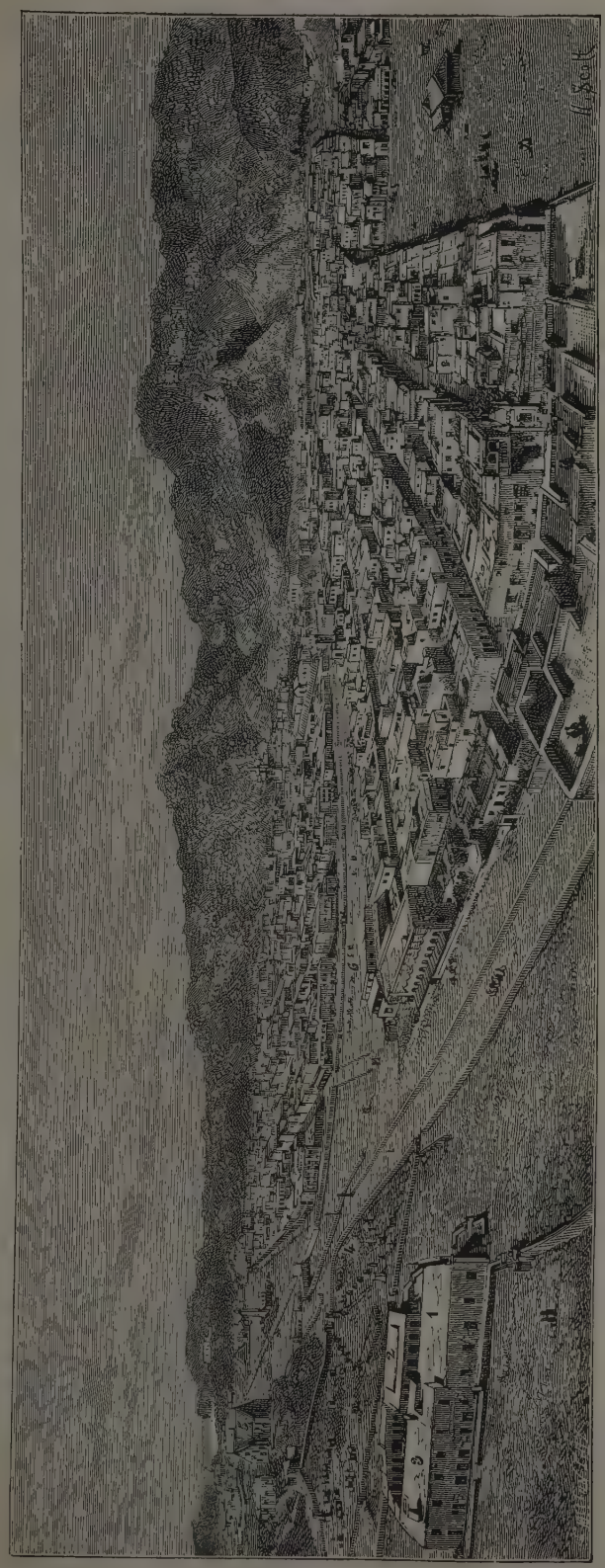
Auf dem Lande angekommen, wurden wir von allen Seiten umringt und mit Fragen bestürmt, die wir leider nicht verstehen konnten. Von dieser Menschenmenge umgeben lenkten wir in Begleitung der Dolmetscher unsere Schritte nach der Hütte des Königs. Wir fanden ihn auf einer Strohmatte ausgestreckt, und er bewegte sich bei unserer Ankunft nicht einmal von seiner Ruhestätte. Nachdem unser Dolmetscher ihm die Ursache unseres Kommens auseinandergelegt, antwortete er barsch, daß er unser nicht bedürfe. Nach der herzlichen Aufnahme des Volkes hatten wir eine solche Antwort freilich nicht erwartet. Wir zogen uns zurück und begaben uns zu einem der angesehensten Kanaken, der nach der Aussage der Leute großen Einfluß

auf den König ausübte. Dieser empfing uns freundlich und gab uns eine Hütte zur Wohnung. Allein er änderte seine gute Gesinnung gar bald; denn kaum hatten wir unser Gepäck aus dem Schiffe herbeigeschafft und unsere Einrichtung in der Hütte begonnen, so kam er schon mit der Erklärung, daß er uns nicht länger dulden könne."

Zwar stellten die Missionäre noch mehrere Versuche an, den Häuptling umzustimmen, damit er wenigstens seinen Unterthanen die Annahme der christlichen Religion gestatte; sie scheiterten jedoch alle an der Hartnäckigkeit des Kanakenfürsten. Den Missionären blutete das Herz, als sie sich so von einem Volke verstoßen sahen, zu dessen Heile sie gekommen. Allein sie verloren den Muth nicht, wohl überzeugt, daß Gott Alles zum Besten werde gereichen lassen. Die Hoffnung, daß sie auf den andern Inseln leichtern Zutritt erlangen würden, tröstete sie.

Nachdem P. Caret zur Erinnerung an die Anwesenheit der ersten katholischen Missionäre ein Kreuz an dem Götzentempel angebracht hatte, fuhr er mit seinem Gefährten in einem kleinen Nachen zur Insel Aakena. Ein armer Fischer nahm sie hier in seine Hütte auf. Von diesem unscheinbaren Punkte aus sollte sich das Licht des Evangeliums über den Archipel verbreiten. Am 15. August, dem Feste der Himmelfahrt Mariä, wurde auf den Gambier-Inseln zum ersten Male das heilige Meßopfer dargebracht; am nämlichen Tage auch ein todkrankes Kind getauft. Es war die Erstlingsfrucht dieser Mission.

Jetzt galt es, die Sprache zu erlernen; da



Aken.

1. Katholische Kirche. — 2. Residenz der Kapuziner. — 3. Kloster und Pensionat der Schwestern vom guten Hirten. — 4. Ehemaliger katholischer Kirchhof. — 5. Anglikanische Kirche. — 6. Marktplatz. — 7. Todtenthurm der Parsis.

weder Sprachlehren noch Wörterbücher existirten, hatte dieses Studium seine besondern Schwierigkeiten. Allein der Eifer der Missionäre überwand auch diese, und nach wenigen Wochen schon waren sie im Stande, den Unterricht der Kanaken zu beginnen. Unverdrossen zogen sie jetzt von Thal zu Thal, von Hütte zu Hütte und streuten den Samen des göttlichen Wortes aus. Sie fanden die Herzen der Eingeborenen sehr empfänglich für die ihnen verkündeten Lehren; allein der Aberglaube und die lasterhaften Sitten, die tief eingewurzelt waren, bildeten noch immer mächtige Hindernisse. An gutem Willen ließen es zwar die Insulaner nicht fehlen, aber zu fortgesetzter Bekämpfung ihrer sinnlichen Gelüste fühlten sie sich zu schwach. Daher waren häufige Rückfälle in die Sünde nichts Seltenes, und deßhalb wagten die Missionäre auch nicht, den Katechumenen schon die heilige Taufe zu ertheilen; nur die dem Tode nahen Kinder empfingen dieses Sacrament, und selbst nachdem sie schon vier Monate auf der Insel gewirkt hatten, hielten sie noch nicht die Zeit für gekommen, durch Ertheilung der heiligen Taufe die Kirche zu begründen; erst mußten sich die Katechumenen durch treue Erfüllung aller Gebote bewähren.

Durch diese Erfolge auf Aakena ermuthigt, beschlossen die Patres auch die übrigen Inseln des Archipels zu besuchen, damit auch sie der Früchte der Erlösung theilhaft würden. Nachdem sie ihre Katechumenen noch einmal zur Standhaftigkeit und zur Treue ermahnt hatten, wendeten sie sich nach Tarawai,

wo sie die nämlichen günstigen Erfolge erzielten; auch hier waren alle Bewohner das Christenthum anzunehmen bereit und alle ließen sich unterrichten. Die beiden andern Inseln aber widerstanden hartnäckig der Gnade Gottes; mehrere Versuche blieben ganz fruchtlos, setzten vielmehr die Missionäre großen Gefahren aus. Einen dieser Versuche erzählt P. Caret in folgender Weise:

„Meine zweite Reise, die ich mit P. Laval nach Mangareva machte, ist ziemlich abenteuerlich ausgefallen. Bei Tage predigten wir überall, wo wir Eingeborene antrafen, die Nacht brachten wir in einer Höhle des Berges zu. Als wir am zweiten Tage ermüdet zu diesem unserm Nachtquartier zurückkehrten, stießen wir auf eine zahlreiche Horde, die uns einlud, bei ihnen zu bleiben. Ohne etwas Böses zu ahnen, nahmen wir ihre Einladung mit Dank an und aßen mit ihnen Tioo, einen aus der Brodfrucht, Bananen und Cordylinewurzel bereiteten Brei, welcher die gewöhnliche Nahrung der Insulaner bildet. Wie schmerzlich aber wurden wir überrascht, als wir die Absicht unserer Gastfreunde erkannten! Nachdem wir mit ihnen gegessen, stellten sie uns so schändliche Anträge, daß meine Feder sie nicht einmal niederzuschreiben wagt. Vergeblich wiesen wir sie darauf hin, wie schwer sündhaft und unerlaubt ihr Vorhaben sei, aber ihr verdorbener Sinn hatte sie verblendet und nur schleunige Flucht konnte uns retten. Einen Augenblick benutzend, in dem wir uns unbeachtet glaubten, eilten wir, vom Dunkel der Nacht begünstigt, der Bergschlucht zu; allein bevor wir sie noch erreichten, waren schon die Verfolger auf unserer Spur. Mit genauer Noth gelangten wir bis zum Fuß des Berges, wo wir uns in dem hochgewachsenen Farrenkraut versteckten. Die Wilden wußten sich zu helfen, als sie unsere Spur verloren hatten; sie legten Feuer an das dürre Kraut, um uns aus unserm Versteck zu vertreiben. Wir empfahlen uns dem Schutze der allerseligsten Jungfrau durch ein andächtiges ‚Unter deinen Schutz und Schirm ꝛc.' Da die Flamme immer näher kam, zogen wir uns, auf Händen und Füßen kriechend, um nicht gesehen zu werden, langsam zurück und suchten die Bergspitze zu erreichen, wo wir aller Gefahr enthoben zu sein glaubten. Von der Hitze und dem Durste ganz ermattet, langten wir oben an; es war Mitternacht; glücklicher Weise fanden wir hier eine Quelle, unsern brennenden Durst zu löschen. Den übrigen Theil der Nacht brachten wir hier ruhig zu; vor Tagesanbruch jedoch mußten wir wieder hinabsteigen, was beinahe eben so schwierig war, als das Hinaufsteigen gewesen. Unser Schutzengel jedoch beschützte uns vor jedem größeren Unfall und mit zerrissenen Händen und Füßen langten wir glücklich unten an. In der Nähe des Ufers sahen wir ein Pahipahi (ein Fischerfloß), und bevor wir sie noch gebeten hatten, warfen uns die guten Leute drei große Fische und etwas Tioo zu, was wir mit Dank annahmen, denn die Anstrengungen der Nacht hatten uns hungrig gemacht und namentlich war P. Laval der Ermattung nahe."

Nach diesen mißlungenen Versuchen kehrten die Missionäre nach Aakena und Taravai zurück, um hier wenigstens die Ernte zu sichern. Auf beiden Inseln errichteten sie Schulen, sowohl für die Kinder als für die Erwachsenen; sie übersetzten die nothwendigen Gebete, einen Katechismus und verfaßten auch einige Lieder, in denen sie die Glaubenswahrheiten niederlegten. Manchen Lesern wird es nicht unangenehm sein, ein paar Strophen eines dieser Lieder hier zu finden:

Himene no te Pepenana.	**Hymnus auf die Schöpfung.**
Aranana tatu	Besingen wir alle zusammen
Ia Iehova	Jehovah (den Herrn),
Aranana tatu	Besingen wir (ihn) alle zusammen,
Ma te fenua nei	Auf der Erde dieser.
E mana te ia	Chor: Denn groß er ist,
E vaisi te ia.	Denn mächtig er ist.
Na ia te ani	Von ihm (ist) der Himmel
Me te aomati	Mit der Sonne;
Na ia te mahina	Von ihm (ist) der Mond
Me te fetu tini	Mit den Sternen unzählig.
E mana te ia	Chor: Denn groß er ist,
E vaisi te ia.	Denn mächtig er ist ꝛc.

Bei der Freude, welche die Polynesier am Gesang finden, lernten sie gar bald diese Lieder, und innerhalb weniger Monate wurden sie mit den meisten Geheimnissen unserer heiligen Religion gut bekannt. Zugleich auch waren sie recht eifrig in der Verrichtung der Gebete, welche sie gelernt hatten; namentlich suchten sie alle ihre Handlungen zu heiligen, indem sie beim Beginn derselben stets das heilige Kreuzzeichen machten, so daß auch von ihnen galt, was Tertullian von den Christen seiner Zeit erzählt. Außerdem hatten sie eine wirklich innige Andacht zur allerseligsten Jungfrau, unter deren Schutz ja diese Mission begonnen worden war. Auch für Aakena und Mangareva war die Stunde des Heiles gekommen; hatten sie sich länger gegen die Gnade gesträubt, so war ihre Bekehrung jetzt auch eine um so ernstere und aufrichtigere. Der König Maputeo und die angesehensten Häuptlinge ließen sich in unserer heiligen Religion unterrichten und ihr Beispiel wirkte mächtig auf das ganze Volk. Doch noch immer gab es Widerspenstige, noch immer waren die Götzen nicht gestürzt und deßhalb glaubten auch die Missionäre noch immer nicht den ersehnten Tag gekommen, an dem sie den schon hinreichend Unterrichteten mit gutem Gewissen die heilige Taufe ertheilen könnten. Ein Zwischenfall beschleunigte diesen Zeitpunkt. Eines Tages landeten eine Menge Bewaffneter eines benachbarten Archipels, welche einen Kriegszug gegen Mangareva schon lange geplant hatten. Indessen fühlten die Mangarevaner keine Neigung, sich leichten Kaufes von ihren Feinden ausplündern zu lassen und sich ihnen ohne Schwertstreich zu ergeben. Es kam also zu einem erbitterten Kampf und schon floß das Blut aus vielen Wunden, als sich die Missionäre plötzlich zwischen die feindlichen Reihen stürzten und den Frieden vermittelten. Diese hochherzige Aufopferung gab den Ausschlag. Nach einer feurigen Anrede P. Caret's stürzen die Eingeborenen selbst die Götzenaltäre, zertrümmern ihre Götzenbilder und stellen die bisherigen Tempel den Missionären zur Verfügung. Dieses Ereigniß fand statt am Charfreitag des Jahres 1835. Kurz nachher landete der apostolische Vikar Msgr. Rouchouse, Bischof von Nicopolis i. p. i., mit neun apostolischen Arbeitern. Diese vertheilten sich über die vier Inseln, unterrichteten vollends die Bewohner und bereiteten sie zum Empfang der heiligen Taufe vor. Am Ende des Jahres 1835 waren alle Mangarevaner getaufte Christen. Zu den übrigen heiligen Sacramenten wurden sie zugelassen, je nachdem sie sich durch ihre Vorbereitung und ihren Eifer würdig zeigten.

Auf diesen, noch jüngst dem Aberglauben und dem Götzendienst ergebenen Inseln sollten sogar in kurzer Zeit die Blüthen klösterlicher Tugenden sich entfalten. Einige junge Mädchen zogen sich, vom heiligen Geiste geführt, in eine Art Klause zurück, die sie selbst sich erbaut hatten und in der sie dem Gebete und der Arbeit lebten. Auf die Frage, was sie denn mit ihrer neuen Lebensweise vorhätten, erwiederten sie, sie wollten der allerseligsten Jungfrau nachfolgen. Anfangs meinten die Missionäre, es handle sich nur um einen flüchtigen Einfall und die Genossenschaft werde bald von selbst zerfallen. Allein sie täuschten sich; die Jungfrauen hielten so fest an ihrem Entschluß, daß die Patres zuletzt glaubten, eine so auffallende Erscheinung nicht unbeachtet lassen zu dürfen. Sie gaben somit der jungen Ge-

nossenschaft einige Regeln und ertheilten ihr eine besondere Leitung. Das Senfkörnlein wuchs zu einem kräftigen Baume heran, welcher heute mehr als 80 gottgeweihte Jungfrauen überschattet.

Also zählte die Kirche im stillen Ocean eine neue Christengemeinde, welche, obgleich klein an Zahl, an Eifer und Frömmigkeit keiner andern nachstand.

(Schluß folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Ostindien.

Vikariat Madras. Das St. Josephs-Seminar von Mill Hill bei London, über welches wir im vorigen Jahre ausführlich berichteten (1875, S. 1 ff.), hat uns seinen Bericht über das Jahr 1875 zugesendet, und wir ersehen zu unserer Freude aus demselben, daß dasselbe von Tag zu Tag sich gedeihlicher entwickelt. Im Jahre 1871 sendete es seine vier ersten Missionäre nach Nordamerika, um daselbst unter den Negern zu arbeiten; gegenwärtig sind schon zwölf Zöglinge des St. Josephs-Seminars in dieser ebenso wichtigen als schwierigen Mission thätig, und viele nordamerikanische Bischöfe, welche den Eifer und die guten Erfolge dieser Missionäre in Baltimore, Malborough (Mo.), Louisville (Ky.) und Charleston (S.-Car.) gesehen, wendeten sich an den Vorstand der Genossenschaft, um auch für ihre Diöcesen diese Hilfe zu erlangen. Unterdessen wächst die Zahl der Zöglinge stets — augenblicklich beträgt sie 36 — und deßhalb glaubte man zu der Negermission von Nordamerika noch ein zweites Arbeitsfeld hinzunehmen zu dürfen. Msgr. Fenelly, apost. Vikar von Madras, hatte Missionäre von Mill Hill begehrt, und im verflossenen November reisten vier junge Priester ab, um die Guntura-Mission zu übernehmen. Dieses neue Arbeitsfeld, im nördlichen Theile des Vikariates Madras gelegen, hat auf einem Flächenraum von etwa 230 deutschen Quadratmeilen eine Seelenzahl von 848,000, von denen nur circa 6000, in 62 Dörfern zerstreut, dem Christenthum angehören. An Arbeit also fehlt es den Ankömmlingen nicht. Ihre Ankunft beschreibt uns ein Brief des hochwürdigen P. Forbes, aus dem wir einige Auszüge mittheilen, da er zugleich Zeugniß ablegt von dem frischen und fröhlichen Muth, mit welchem die jungen Missionäre ihr hartes Werk beginnen.

„Sie haben sich gewiß schon nach Nachrichten von Ihren abwesenden Brüdern gesehnt, und sie sollen Ihnen nicht fehlen. Hier der erste Brief von Phiringipuram! Wir sind in unserer neuen Heimath angekommen und haben am Fuße des Altars in der alten Missionskirche für unsere glückliche Reise durch ein Tedeum gedankt. Sie würden Ihre alten Mitbrüder in ihrer neuen Tracht wohl kaum wiedererkennen. Wie würden Sie staunen, wenn Sie uns sähen mit unsern Bärten, in weißer Soutane mit rothem Biret, rothem Cingulum und rothen Schnabelschuhen! Letztere übrigens gelten als eine Art von Négligé, man legt sie beim Eintritt in's Zimmer ab; so müssen auch wir sie Morgens beim Eintritt in die Kapelle vor der Thüre zurücklassen und die heilige Messe barfuß lesen. Zur vollen Toilette gehören jedoch hölzerne Sandalen, die durch einen Pflock zwischen den Zehen festgehalten werden. Wir haben uns in dieser Art Fußbekleidung schon versucht; ich aber finde meine Sandalen gewöhnlich überall anders als unter meinen Füßen, und ohne den langen Stab, der unser Costüme vervollständigt, würde ich nicht damit weiter kommen, während doch ein guter Missionär auf diesen Sandalen laufen muß. Nachdem ich Ihnen Ihre alten Mitbrüder in ihrer neuen Tracht vorgestellt habe, vernehmen Sie etwas von unserm hiesigen Empfang und von der uns übergebenen Mission.

Es war am Morgen des Unschuldigen Kinder-Festes (28. December 1875), daß wir das Ziel unserer Reise erreichten. Die guten Dorfbewohner waren uns zum Theil schon auf eine Entfernung von 5 (engl.) Meilen entgegengekommen, und je mehr wir uns dem Dorfe näherten, desto dichter wurde die Schaar. Sie schwoll bis auf mehr als tausend an, als wir auf die Dorfmusikanten stießen, die sich aufgestellt hatten, um uns für die letzten beiden Meilen das Geleit zu geben. Sobald sie uns erblickten, baten sie um den Segen und dann begannen sie aus Leibeskräften ihre Instrumente zu hantiren und machten eine Musik, soviel nur zwei Tamtams, eine Clarinette und einige Triangel zu leisten vermochten. P. Crowley wird nicht übel nehmen, wenn ich bemerke, daß diese indische Musik sehr stark an einen irischen Dudelsack erinnert. Übrigens war dieser Lärm, der durch einige Böllerschüsse noch vermehrt wurde, nur Nebensache; was uns tief rührte, war der Eifer, mit dem das ganze Volk, Alt und Jung, sich herandrängte, um den priesterlichen Segen zu erhalten. Wir waren unser fünf — P. Mitchell hatte uns bis Guntur abgeholt, — und jeder Christ war bemüht, von einem jeden Einzelnen von uns gesegnet zu werden, um ja keinen Segen zu verlieren. Für das eben verflossene Weihnachtsfest hatte sich auch aus der weitern Umgegend viel Volk in Phiringipuram eingefunden, so daß die Prozession beim Einzug in das Dorf über 2000 Personen zählte. Am Abend gab es eine große Feierlichkeit; das ganze Dorf versammelte sich vor unserer Wohnung, es wurden zahllose Lieder gesungen und dazu getanzt. Der Tanz glich einer Art Quadrille; die Tänzer bewegten sich vor- und rückwärts und in die Runde, indem sie zugleich mit Stöcken, die sie an einander schlugen, den Takt angaben; sobald der heiligste Name Jesu im Liede vorkam, standen alle still, machten eine tiefe Verbeugung und setzten dann wieder ihre künstlichen Verschlingungen in rascherem Tempo fort. Dazwischen wurden Schwärmer losgelassen, zahllose Raketen stiegen in die Lüft; kurz es war ein echt indisches und fröhliches Fest.

Wir sind überglücklich über das Arbeitsfeld, das wir gefunden haben; an Schwierigkeiten wird es zwar nicht fehlen, aber vorläufig gewährt es uns einen großen Trost, so eifrige Christen um uns zu sehen. Mit welcher Andacht wohnen sie der heiligen Messe bei! Eine Messe hier wird nicht bloß still angehört, wie in England; sowohl während derselben, als vorher und nachher, recitirt das ganze Volk seine Gebete laut in einer Art von singendem Tone. Die Christen hier werden nicht müde, Messe zu hören, oder, wie sie sich ausdrücken, zu ‚sehen'. Jeden Morgen kommen Hunderte von Christen, um die heilige Messe zu sehen, und nachher besuchen sie uns, um den Asirvidam (den Segen) zu erhalten; dabei stehen sie dann manchmal eine Viertelstunde vor uns, um uns zu betrachten. Es ist ein schöner Menschenschlag mit offenem, intelligentem Gesicht, lebhaften Augen und stets lächelnder Miene. Viele kommen 20, 30, selbst 40 (engl.) Meilen her, um die Priester aus England zu sehen.

Den ersten Theil unserer Missionsarbeit haben wir begonnen, nämlich das Studium der Telegu-Sprache. Msgr. Fennelly hat uns 6 Monat Zeit gegeben, um diese Sprache zu lernen. Außer uns gibt es keine Seele im Dorfe, die englisch spräche. Ein Eingeborner, der Sohn eines Brahminen, hat es übernommen, unsere Aussprache zu corrigiren; das verlangt keine geringe Geduld von seiner Seite, da wir stets falsche Buchstaben lesen. Denn wir können unser A B C noch nicht, und ich versichere Sie, dasselbe hat auch seine Schwierig-

keiten; man muß die Buchstaben von unten und oben und allen Seiten betrachten und jeden Schnörkel beachten, um va und pa und na ꝛc. nicht zu verwechseln. Dazu kommt noch die Länge der Wörter, gegen welche die deutschen gar nichts sind; siebensilbige und längere Wörter sind fast das Gewöhnliche. Sonst liebt das Telegu die Kürze; je kürzer, desto besser, ist die Hauptregel für den Telegustil. Die Laute sind weich, wie im Italienischen, und endigen stets mit einem Vokal; es ist nicht schwer, sie sich anzueignen, aber schwer, sie mit Leichtigkeit auszusprechen.

Und wie steht's mit der Mission? Die Telegu-Mission hat bereits vor vielen Jahren begonnen, bis jetzt aber nicht bedeutende Fortschritte gemacht. Die Christen gehören meistens höheren Kasten, wenn auch nicht der Brahminenkaste an; nur wenige sind Pariahs. In unserm Dorfe hier ist zwar die weit überwiegende Anzahl christlich; aber es bildet eine Oase in einem fast ganz heidnischen Gebiete. Indessen, wenn wir auch nicht aus Erfahrung sprechen können, müssen wir doch sagen, daß es den Anschein hat, als warteten Tausende von Pariahs nur auf den Augenblick, daß Missionäre in genügender Anzahl kommen, um dann in die Kirche einzutreten. Auch zu Conversionen in den höheren Kasten zeigen sich zwar gute Aussichten, aber diese werden immer bloß einzeln sein, während wir Hoffnung haben, aus den niedrigsten Kasten Schaaren von Katechumenen zu finden. Wie glücklich sind wir, daß wir gerade den Armen das Evangelium predigen können! Der Lebensunterhalt ist hier billig, wenn man sich mit den Landesproducten begnügt, und deßhalb wäre es an sich so schwer nicht, noch viele unserer Mitbrüder hierhin kommen zu lassen; allein der gute Bischof hat auch das Wenige nicht, was erfordert wird, und er hat schon fast mehr für unsere Mission gethan, als er thun konnte. Unsere Aufgabe wird es daher nun sein, unsern Mitbrüdern das Feld zu bereiten; nur mögen sie sich recht üben in der Liebe zur Armuth und in der Verläugnung des eigenen Willens, indem sie ihr Herz losschälen von den Dingen dieser Welt und ihr ganzes Vertrauen auf den Schöpfer setzen. Sie haben dazu manche kleine Gelegenheiten im Colleg und werden sich durch deren gehörige Ausnützung am besten für die Mission vorbereiten."

Westindien.

Trinidad. Man theilt uns zwei Briefe der Dominikanerinnen aus dem Leprosenhaus von Cocorita mit (vgl. 1875, S. 17 und 75), aus denen wir Folgendes entnehmen:

„Die Zahl unserer Aussätzigen schwankt zwischen 112 und 115; mehr können wir leider nicht aufnehmen, da unser Haus nicht mehr Platz hat. Es würde sonst nicht an solchen fehlen, die aufgenommen zu werden wünschen, da die abscheuliche Krankheit noch immer große Verheerungen anrichtet. Merkwürdiger Weise greift sie aber bloß die erwachsenen indischen Kulis und die Creolenkinder an, während die Kulikinder ganz verschont bleiben. — Bei jedem größeren Feste, das wir feiern, haben wir stets das Glück, einige Bekehrungen zu verzeichnen; im Jahre 1875 sind 8 erwachsene Hindu und 14 Hindukinder durch unsere Vermittlung zur Gnade der Taufe gelangt. Am Fest des hl. Dominikus trat eine kleine protestantische Waise, mit Namen Gemina, in die wahre Kirche ein. Seit den zwei Jahren, die sie jetzt schon im Spital zubringt, hatte sie sich stets am katholischen Gottesdienst betheiligt, ohne sich durch die protestantischen Prediger ꝛc. abhalten zu lassen. Anfangs hatte sie deßhalb einige kleine Verfolgungen zu erdulden, aber später ließ man sie in Ruhe, indem man hoffte, sie werde mit der Zeit von selbst wieder zum Protestantismus zurückkehren. Allein in dieser Hoffnung hatte man sich getäuscht. Im März 1875 bat Gemina von freien Stücken den hochw. P. Mannes, sie in die Kirche aufzunehmen. Der Pater zauderte zuerst, weil das Kind noch minderjährig war; Gemina wiederholte ihre Bitte zu verschiedenen Malen; endlich, im Monat Juli, verlor sie die Geduld und bat um die Erlaubniß, nach Port d'Espagne gehen zu dürfen, um dort in die katholische Kirche sich aufnehmen zu lassen. Die Prüfung war jetzt lang genug gewesen und zeigte hinreichend den ernsten entschiedenen Willen des Kindes, und so konnte sie am 6. August das Glaubensbekenntniß ablegen, nachdem sie zuvor bedingungsweise getauft worden war.

Während des verflossenen Jahres (1875) sind 16 unserer Kranken gestorben; vier davon haben erst auf dem Todesbette die heilige Taufe empfangen. Die Wirksamkeit der Gnade zeigt sich, möchte ich sagen, am deutlichsten gerade bei diesen Taufen in extremis. Die armen, sonst so unwissenden und ungebildeten Menschen werden dadurch wie umgewandelt, und die geheimnißvolle Wirkung, welche die Taufe in ihrer Seele hervorbringt, tritt in ihrem ganzen äußern Wesen zu Tage. Unsere getauften Aussätzigen empfinden eine Herzensfreude, über die sie sich nicht genug auszusprechen wissen. ‚Jetzt ist Alles gut,' wiederholte einer ohne Unterlaß; ‚alle Sünden vergeben, abgewaschen, jetzt sterben und zu Gott gehen, o das ist gut, gut!' Einer der ersten Protestanten, welche von unsern Schwestern bekehrt wurden, ist auch in diesem Jahre gestorben. Im Jahre 1869, als bald nach der Ankunft unserer ersten Schwestern das gelbe Fieber hier so heftig wüthete und in der Zeit vom 8.—28. September neun Schwestern und zwei Dominikaner-Patres hinwegraffte, hatte James Gordon die großmüthige Aufopferung dieser eifrigen Ordensleute gesehen, und hingerissen von Bewunderung hatte er in die Kirche eintreten wollen, welche solche heroische Tugenden hervorbrachte. Vom Augenblicke seiner Bekehrung an war er stets treu dem Zuge der Gnade gefolgt. Mit 24 Jahren schon im Leprosenhaus gleichsam lebendig begraben, hatte sein Glaube ihn stets aufrecht gehalten. Er war der erste gewesen, welcher den Schwestern bei ihrem schweren Berufe jene kleinen Dienste leistete, die seine Krankheit ihm noch möglich machte; der Schmerz über den so raschen Tod der neun Schwestern hatte dann, wie es scheint, seine Krankheit noch bedeutend verschlimmert. Bald nachher war sein ganzer Körper vom Kopf bis zu den Füßen mit Geschwüren und offenen Wunden bedeckt, und die letzten zehn Monate litt er ein wahres Martyrium. Aber seine Geduld blieb sich stets gleich und sein Tod war der eines Heiligen.

Ebenso fromm starb Maria Manelli. Im Anfange ihrer Krankheit hatte es ihr viel gekostet, das Opfer ihres Lebens zu bringen, und die ersten Tage ihres Aufenthaltes im Leprosenhaus schienen ihr sehr traurig. Aber die Gnade siegte; großmüthig ergab sie sich vollständig in den heiligen Willen Gottes, und der Friede und die Freude kehrten wieder in ihr Herz ein. Sie sah dem Tode so freudig entgegen, daß man auf ihre Bitte an ihrem Sterbelager stets Lieder zu Ehren der allerseligsten Jungfrau singen mußte; diese hat sie denn auch am letzten Tage des ihr gewidmeten Maimonates (1875) von den Banden ihres Körpers befreit und zu sich in den Himmel genommen. Beinahe ihre ganze Familie ist dem Aussatze verfallen; zwei ihrer Brüder sind bereits daran gestorben, einen andern Bruder und eine Schwester ließ sie im Spital zurück, und bei dem vierten und letzten ihrer Brüder hat sich auch schon die schreckliche Krankheit gezeigt.

Bei dieser Aufzählung der eines wirklich seligen Todes gestorbenen Aussätzigen dürfen wir vor Allen nicht Maria Johanna, eine sechzehnjährige Jungfrau, vergessen, denn sie war gleichsam der Schutzengel unseres Spitals; wenn unsere jungen Kranken fromm sind, so verdanken wir es ihr, denn sie verstand es, die Frömmigkeit liebenswürdig zu machen. Dreimal täglich vereinigte sie um ein kleines Altärchen, das sie sich gemacht hatte, alle aussätzigen Frauen und Mädchen, um mit ihnen den Rosenkranz, Litaneien ꝛc. zu beten. Der Aussatz hatte ihr einen Theil ihrer Füße weggefressen, so daß sie sich nur kriechend fortbewegen konnte; dennoch wohnte sie fast täglich der heiligen Messe bei und versäumte auch nicht während des Tages den lieben Heiland im heiligen Sacrament zu besuchen. Um ¼4 Uhr Nachmittags fand man sie sicher in der Kapelle und sie blieb dort bis ½7 Uhr. Während dieser langen Zeit kniete sie bewegungs-

los mit gekreuzten Armen und geschlossenen Augen und betete ihren Rosenkranz oder betrachtete, während heiße Thränen über ihre von der Krankheit halb verzehrten Backen herabflossen. An den Communiontagen verlängerte sie ihre Besuche, und wenn ihre Wunden ihr den Besuch der Kapelle ganz unmöglich machten, fand man sie vor ihrem kleinen Altar auf den Knieen. Sie hatte das Geheimniß der christlichen Abtödtung begriffen; nie kam eine Klage aus ihrem Munde, dagegen fügte sie ihren Leiden noch freiwillige Bußübungen hinzu. Ihre Lieblingsandacht war zu dem am Kreuze leidenden Heiland, und während ihrer letzten Tage wiederholte sie ohne Unterlaß den Seufzer: ‚O mein gekreuzigter Jesus!' Das gute Kind war bei seinem Tode erst sechzehn Jahre alt; eine brave Frau hatte dasselbe ganz verlassen auf dem Wege liegend gefunden und uns gebracht. Glücklich, wer so stirbt wie diese arme Aussätzige!

Am 14. November 1875 hatten wir in unserer Kapelle die feierliche Taufe von 7 Kindern; zwei von ihnen gehörten heidnischen Eltern. Da diese in Cocorita wohnen, hatte man bei der Geburt ihrer Kinder sich Mühe gegeben, sie zu veranlassen, daß sie dieselben taufen ließen, aber der Vater hatte nichts davon wissen wollen. Jetzt kam er von freien Stücken, um für seine Kinder diese Gnade zu erbitten. Am bestimmten Tage fand sich die ganze Familie in Festkleidern ein; der Vater mit einem langen, weißen, hembartigen Gewand bekleidet, führte seinen fünfjährigen Sohn an der Hand, die Mutter, in einen großen Schleier dicht eingehüllt, trug ihre erst wenige Monate alte Tochter. Sie schienen tief durchdrungen von der Wichtigkeit der Handlung und folgten aufmerksam den Ceremonien, die sie nicht verstanden. Seither wohnt nun auch die ganze Familie regelmäßig dem Gottesdienste bei, und wir hegen die ge-

Grabstätte der im Dienste der Fieberkranken im September 1869 hinweggerafften Dominikanerinnen von Cocorita.

gründete Hoffnung, daß die Gnade die Herzen der Eltern ganz umschaffen und sie bestimmen wird, auch selbst die heilige Taufe zu verlangen.

Das neue Jahr haben wir in unserm Spital mit einer großen Gnade begonnen; der hochw. Herr Erzbischof von Port d'Espagne, Msgr. Gonie, kam mit den beiden PP. Stephan und Hyacinth, um bei uns die heilige Firmung zu spenden. 47 Aussätzige, unter ihnen 15 neubekehrte Kulis, waren durch mehrmonatlichen Unterricht auf den Empfang dieses Sacramentes vorbereitet worden und zwei der letzteren empfingen zugleich die erste heilige Communion aus der Hand des Erzbischofs. Unsere arme Kapelle hatten wir auf's Beste mit Palmzweigen und Blumen geschmückt; die 47 Firmlinge, alle weiß gekleidet, empfingen den hochwürdigsten Herrn an der Pforte des Hauses und führten ihn zur Kapelle, wo er ihnen zuerst eine ungemein rührende Anrede hielt, darauf die heilige Messe feierte, während welcher alle communicirten, und endlich die Firmung spendete. Wie glücklich fühlten sich diese 47, sonst von der Menschheit gleichsam Ausgestoßenen, daß der Erzbischof sich so freundlich zu ihnen herabließ, und durch die That ihnen bewies, daß die christliche Liebe keinen Unterschied kennt!"

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Oregon. Seit vielen Jahren schon sind katholische Missionäre unter den Indianern Nordamerika's mit dem größten Erfolge thätig. Wenn auch durch die katholikenfeindliche Politik der Regierung häufig gehindert und sogar mit Gewalt von ihren

Neophyten nicht selten getrennt, haben sie dennoch eine nicht geringe Zahl dem wahren Glauben zugeführt, so daß im ganzen Gebiete der großen amerikanischen Republik die Kirche wohl 100,000 Indianer als ihre Mitglieder zählen darf. Noch jedes Jahr sieht neue Bekehrungen, und dieselben würden noch viel zahlreicher sein, wenn man den Missionären nicht tausend Schwierigkeiten in den Weg legte. Mitglieder verschiedener Orden und Weltpriester sind beschäftigt, den armen Eingeborenen das Evangelium zu predigen. Wir wollen einige Briefe der Jesuitenmissionäre, welche in den Felsengebirgen 6 ziemlich zahlreiche Stationen versehen, unsern Lesern mittheilen, um ihnen dadurch einen kleinen Einblick in das innere Leben der Missionen zu gewähren. Einem längern Briefe des P. Guidi entnehmen wir folgende Beschreibung eines Ausflugs, den er im August und September 1875 zu dem in Oregon wohnenden Stamme der Cotonesen machte.

„Ich befand mich Anfangs August in der Mission des hl. Ignatius (bei den Hängeohren), als zwei Indianer ankamen, die dem entfernten Stamme der Cotonesen angehörten. Der Häuptling hatte sie abgesandt, um einen Schwarzrock aufzusuchen, und sie hatten zu diesem Zwecke eine Strecke von 200 (engl.) Meilen zurückgelegt. Sie meldeten uns, daß ihr ganzer Stamm, besonders aber einige Schwerkranke uns mit Sehnsucht erwarteten. Der Stamm zählt etwa 1200 Seelen und zerfällt in 4 Abtheilungen oder Lager, die mehrere Tagereisen von einander entfernt sind und durch unwirthliche Gegenden von einander getrennt werden. Jedes Lager führt den Namen seines Häuptlings; daher spricht man von dem des Abraham, des Joseph, des David, des Ignatius. Die drei erstgenannten leben mehr nördlich, jenseits der Linie, die vor einigen Jahren zwischen den Besitzungen der Vereinigten Staaten und Englands gezogen wurde. Diese guten Wilden sind zwar alle katholisch, haben aber bisher noch nicht den Vortheil, einen Missionär ständig unter sich verweilen zu sehen. Seit 1845 wurden sie einigemale von P. de Smet und anderen Missionären besucht, allein diese hielten sich nie lange unter ihnen auf. Trotzdem trug der so gewissermaßen im Vorbeigehen ausgestreute Same des Evangeliums lohnende Früchte. Den Wünschen der Abgesandten entsprechend, beauftragte der Obere den P. Bandini und mich zur Abreise. Unsere Vorbereitungen waren bald getroffen: Zelt, Decken, einige Büffelhäute, ein Tragaltar, Mehl und gesalzenes Fleisch, das war unser Reisegepäck. Wie hocherfreut waren die Boten über den Erfolg ihrer Sendung! Unsere Reise dauerte vier Tage, obgleich wir sie möglichst beschleunigten und täglich 50 Meilen zurücklegten, indem wir mehrmals 11—12 Stunden ununterbrochen im Sattel blieben. Wir durchritten bald unabsehbare Ebenen, bald dichte Wälder und mußten mehrmals über Seen und Flüsse setzen. Am zweiten Tage begegneten uns zwei Familien der wilden Indianer und begrüßten uns mit herzlichem Händedruck; andere Familien, die in der Nähe wohnten, wurden von unserer Durchreise benachrichtigt, und gegen Abend ritten an 20 Indianer, Männer, Frauen und Kinder heran, um den Schwarzrock zu begrüßen. Wir beteten zusammen; dann zündeten sie die Feuer an und übernachteten daselbst. Überhaupt brachte unser Durchzug Leben und Bewegung in diese Einsamkeit. Indianer sprengten heran, um den Ort unseres Nachtlagers zu erkunden und sich daselbst mit ihren Leuten zum Gebet einzufinden; andere trafen uns, indem sie den Spuren unserer kleinen Karawane folgten; wieder andere führte der Glanz der Nachtfeuer zu uns. Am Morgen des dritten Reisetages ritt einer der Abgesandten voraus, unsere baldige Ankunft zu melden. Das war noch ein harter Tag. Ungefähr 60 Meilen mußten durch dichtes Gehölz zurückgelegt werden und überall versperrten gefallene Baumstämme den Durchgang. Wir fanden den ganzen Tag weder Wasser für uns, noch ausreichendes Futter für unsere Thiere; ein Gewitter erschwerte noch das Vorankommen; endlich langten wir am Abend am Ufer eines ausgedehnten Sees inmitten des Waldes an; die Indianer thaten noch einen glücklichen Fischfang und wir hatten nach des Tages Mühen einen heiteren Abend. Der nächste Tag, der vierte unserer Reise, brachte uns aus dem Walde hinaus in eine große Ebene und bald entdeckten wir in der Nähe eines Flusses den Wegweiser, den die Indianer angebracht hatten, um uns den Ort ihrer Zusammenkunft anzuzeigen. Es war ein Holzkreuz und vor demselben ein Pfahl mit einem Heubüschel, um die einzuschlagende Richtung zu weisen. Abends langten wir beim Lager an. Die guten Leute waren in langer Reihe aufgestellt, voran der Häuptling; wir mußten ihnen die Freude machen, jedem die Hand zu geben. Leider war von den Schwerkranken einer gerade zwei Stunden vor unserer Ankunft verschieden. Wir gingen alsbald zum Zelte des Verstorbenen und beteten vor der Leiche, traurig allerdings, aber doch voll Hoffnung, daß er eines guten Todes gestorben. Und in der That konnten uns die Indianer nicht genug erzählen, wie sehr der Kranke nach uns verlangt, wie er sich gefreut bei der Nachricht von unserem Herannahen, und als am Morgen auf Befehl des Häuptlings das ganze Lager aufbrach, um mehrere Meilen weit in die Nähe der Kirche zu ziehen, da ließ der arme Kranke sich von zwei Indianern tragen, um desto eher in unsere Nähe zu kommen. Wahrscheinlich hatte die Anstrengung der Reise seinen Tod beschleunigt. Nachdem wir die Kranken besucht, versammelten sich bei unserem Zelte die Angesehensten des Stammes. Der Häuptling sagte uns, wie sehr sich Alle freuten, wieder Schwarzröcke zu sehen, und bat uns, Allen den Weg zum Heile zu zeigen. Nach dieser offiziellen Begrüßungsrede brachte ein Indianer dem Häuptling die lange Pfeife, die nun in der Reihe herumgehen mußte. Anstatt sie zur Linken weiter zu geben, hatte ich die Zerstreuung, sie nach rechts hin zu reichen — ein Verstoß gegen die indianische Etiquette, der meine Wilden herzlich lachen machte. Unterdessen schlug man unsere Zelte auf und breitete Äste auf den Boden zu unserem Nachtlager aus.

Am folgenden Tage fand nach dem Morgengebet und der heiligen Messe die Beerdigung statt. Der ganze Stamm gab der Leiche das Geleite zum Friedhof. Dann wurde dem Häuptling die Hinterlassenschaft des Verstorbenen übergeben, d. h. dessen Rosenkranz und Peitsche; da er aber dem Lager des Ignatius angehörte, so bat uns der Häuptling David, jenem bei unserer Rückkehr die Gegenstände einzuhändigen. Was nun die Peitsche anbelangt, so muß man wissen, daß der Verstorbene vom Häuptling das Amt hatte, die Vergehen zu bestrafen: das Abzeichen dieses Amtes ist die Peitsche, die dem Häuptling übergeben wird, damit er einen Nachfolger für diesen Posten wähle.

Diese ganze Bevölkerung der Wilden machte auf uns den Eindruck, als bildete sie nur eine Familie, so groß war in jeder Hinsicht die Abhängigkeit von den Befehlen des Häuptlings. Lobenswerth war der Eifer Aller, sich unterrichten zu lassen. Wir hatten an diesem Tage und den folgenden keinen freien Augenblick. Unser Zelt war immer mit Indianern angefüllt. Viermal im Tage versammelten sie sich zur Christenlehre und zweimal zum Gebet. Es war rührend anzusehen, wie sie, bevor sie in die Kirche eintraten, den Fuß eines großen Kreuzes küßten, das vor Jahren von einem unserer Patres aufgepflanzt worden war. Die Indianer haben in der Kirche eine strenge Polizei. Da stehen Beauftragte des Häuptlings mit Stäbchen in der Hand, und wenn Jemand einschläft oder sonst aus Zerstreutheit eine minder ehrerbietige Haltung sich zu Schulden kommen läßt, so wird durch das warnende Stäbchen die Erinnerung an die Pflicht wachgeklopft. Der Häuptling ist zugleich Vorbeter in der Kirche, er kniet dem Altar zunächst, die Frauen sind auf der einen, die Männer auf der anderen Seite. Die Wilden brachten uns in einem fort zerrissene Rosenkränze, um sie wieder herstellen zu lassen; glücklicher Weise waren wir mit Draht und Zubehör versehen, so daß wir den frommen Wünschen genügen und auch Medaillen und Rosenkränze verschenken konnten. Am Abend des ersten Tages kamen drei

Wilde vom Lager des Joseph an, das 80 Meilen entfernt war, und baten um unsern Besuch. „Auch bei uns sind," so begründete der zweite Häuptling, Moses, ein ehrwürdiger Greis, seine Bitte, „Kranke zu besuchen und Greise, die nicht kommen können; gern wären alle jetzt schon gekommen, weil sie alle beichten wollen." Wir sagten zu, und hocherfreut drückte er uns die Hand und bot uns die Pfeife an. Wir blieben vier Tage im Lager des David. Alle gingen zu den heiligen Sacramenten, und diejenigen, die die erste Communion noch nicht empfangen hatten, bereiteten wir darauf vor. Am Tage der Communion selbst glänzten Thränen in Vieler Augen; und doch war nicht die Spur eines festlichen Pompes vorhanden; nur der Glaube konnte ihre Andacht entflammen. Ich fand nur fünf Kinder zu taufen, obgleich seit mehr als vier Jahren kein Missionär unter ihnen gewesen war; denn die Mütter hatten stets Sorge getragen, ihre Neugeborenen viele Meilen weit zu einem Missionär zu bringen. Und auch unter diesen fünf Kindern war eines, das seine Mutter zwei Tagereisen weit zur Taufe herbei getragen hatte. Am vierten Tage verließen wir diese guten Wilden, um unserm Versprechen gemäß nach dem Lager des Joseph zu gehen. Zuvor aber mußten wir versprechen, daß wir sie auf der Rückreise nochmals besuchen wollten. Nur so konnten sie sich über unsere Abreise trösten, und auf Befehl des Häuptlings wurde im ganzen Lager ausgerufen, daß keiner zur Büffeljagd sich entfernen dürfe, bis nach der Rückkehr der beiden Schwarzröcke. Unter strömendem Regen legten wir unsern Weg zurück. Dießmal überschritten wir den Fluß in einem engen Kanoe aus Baumrinde; unsere Pferde, an dergleichen Flußübergänge längst gewöhnt, schwammen lustig hintendrein und folgten getreu dem Leitpferde, das vom Kanoe aus an einem Stricke von einem Indianer in der rechten Richtung gehalten wurde. Als wir uns dem Lager näherten, wurden Signalschüsse, die Verkünder unserer Ankunft, abgefeuert. Diesen antwortete alsbald ein lebhaftes Freudenschießen, was uns zwar den Jubel der Wilden über unser Eintreffen sattsam bekundete, zugleich aber auch unsere Pferde in eine für unsere Reitkunst bedenkliche Aufregung und Wildheit versetzte. Der Häuptling Joseph trat uns zuerst entgegen und bot uns den Willkomm; Andere schleppten unterdessen mächtige Baumstämme heran und zündeten ein großes Feuer an, an dem wir uns trocknen sollten. Es war der 11. August und auf den nächsten Bergen war Schnee gefallen. Am Abend kam ein alter Indianer und reichte uns die Hand; sein Arm zeigte noch die deutlichen Narben des Bisses eines Wolfes, den er vor Jahren getödtet hatte; er führte daher den Namen Wolfszier. Da ich seine Erzählung mit Aufmerksamkeit anhörte, kamen gleich vier oder fünf Andere heran und zeigten auch ihre Narben, die von Wölfen und Bären herrührten, und erzählten von ihren Kämpfen und Siegen, als deren Abzeichen sie Halsbänder aus den Zähnen der getödteten Raubthiere trugen.

Nach den ersten Begrüßungen und Gesprächen wurde das Zeichen zum Gebet gegeben. Unsere Kirche war an demselben Tage gebaut worden; der höchst einfache Bau bestand aus einigen Pfählen, die mit Zweigen und Fellen gedeckt wurden; da versammelten sich unsere Wilden mit Eifer und Pünktlichkeit zur Anhörung der heiligen Messe und des christlichen Unterrichtes. Wir blieben bis zum 17. August, und fast täglich trafen neue Schaaren von Indianern ein. Täglich viermal war Christenlehre, und der Fleiß, den sie auf Erlernung derselben verwendeten, ist unglaublich. Ein paar von ihnen verfielen auf ein sinniges Auskunftsmittel zum leichteren Auswendiglernen. Sie machten sich für jedes Wort ein eigenes Zeichen, und indem sie dann die Reihenfolge der Zeichen wieder durchnahmen, wiederholten sie die Gebete und Wahrheiten des Katechismus, als ob sie selbe ablästen. Ergreifend war es auch, in dieser Wildniß am Abend und bis spät in die Nacht hinein aus den Zelten der Wilden die Gebete und Gesänge der einzelnen Familien zu hören.

Bald trafen auch zwei Wilde vom Lager des Abraham ein, das gute vier Tagreisen entfernt war. Sie waren von ihrem Häuptlinge einer Angelegenheit wegen abgeschickt, die unser ganzes Lager bald in Athem brachte. Die verschiedenen Häuptlinge wollten sich nämlich im Lager des Abraham versammeln, um zu entscheiden, in welcher von den drei Niederlassungen die Kirche gebaut werden sollte. Jeder Häuptling beanspruchte natürlich dieses Ehrenvorrecht für sich. Diese und die sonstigen Fremden, die sich fast täglich von verschiedenen Seiten her einfanden, und alle Angehörigen des Lagers empfingen die heiligen Sacramente. Am letzten Tage hörten wir noch die Kinder Beicht. Sodann traten wir die zweitägige Rückreise zum Lager des David an. Bei mehreren Gelegenheiten machten wir da die Erfahrung, mit welcher Sinnesschärfe die Indianer die Spuren von Menschen und Thieren finden und genau unterscheiden, wo der Europäer trotz aller Anstrengung nichts zu gewahren vermag. So entdeckten sie dieses Mal die Spuren eines feindlichen Stammes, die der „Dickbäuche", und warnten sich gegenseitig, auf der Hut zu sein. Einer der Hauptpunkte, über den wir stets Unterricht ertheilen, ist die Spendung der heiligen Taufe. Nach der Predigt pflegen sie ihre Schwierigkeiten und Zweifel vorzubringen. Der Eine fragte, ob das Taufwasser aus einer Blechbüchse, wie wir deren hatten, müßte gegossen werden; ein Anderer, ob er alles Wasser aufgießen müsse, oder was er mit dem übrigen anfangen solle. Aber die Hauptschwierigkeit bildete die Tauformel. In allen Mundarten dieses Stammes ist von den alten Missionären her das französische Wort für taufen, baptiser, eingeführt worden. Und mit diesem Worte bezeichnen wir die eigenthümlichen Wirkungen der heiligen Handlung, die nur dieser Abwaschung und keiner andern zukommen. Allein dieser Grund war für meine Wilden zu hoch gegriffen; sie verstanden mich nicht und wollten ein anderes Wort einführen, das nicht genau den Begriff des Eintauchens oder Abwaschens wiedergab. Die Noth einer für meine Wilden verständlichen Beweisführung brachte mich auf folgenden Vergleich. Wir hatten etwas trockene Erbsen bei uns; ich nahm davon in die Hand und fragte sie: ‚Wie nennt ihr dieses?' Sie antworteten: ‚Wir heißen das les pois.' ‚Gut,' fuhr ich fort, ‚und warum? weil ihr die Erbsen nicht gekannt habt, bevor die weißen Canadenser von jener Seite her kamen. Die brachten die Erbsen und nannten sie in ihrer Sprache les pois, und ihr nanntet sie gerade so, weil sie für euch eine neue Frucht waren, die weder ihr noch eure Väter je gepflanzt habt. Unser Streitfall ist nun ganz der gleiche. Es kamen die ersten Schwarzröcke und lehrten euch, was die Taufe sei, die ihr zuerst auch nicht gekannt habt. Da spracht ihr: das ist die Taufe, le baptême. So blieb das Wort unter euch. Warum wollt ihr es ändern? Der erste Canadenser sagte les pois und ihr sagt ebenso les pois — der erste Schwarzrock sagte baptême und ihr müßt auch baptême sagen.' Als ich schloß, herrschte großes Schweigen; nur von Zeit zu Zeit wiederholte dieser und jener: ‚pois; es ist wahr, wir sagen pois;' endlich erhob sich einer der Angeseheneren und rief: ‚Du hast Recht, wir wollen sagen, wie die ersten Schwarzröcke sagten.' [1]

Auf der Rückreise besuchten wir noch 6—7 Familien, die an einem See ihren Wohnort aufgeschlagen hatten, und spendeten ihnen die heiligen Sacramente. Sodann kamen wir zum Lager des Ignatius, in dem wir denselben regen Eifer der Indianer für die Besorgung ihres Seelenheils vorfanden. Sie ließen uns kaum einen Augenblick Ruhe und sprachen mit uns über die Angelegenheiten ihrer Seele bis in die tiefe Nacht hinein. Am 28. endlich kehrten wir mit Dank gegen Gott für den so glücklichen Erfolg unserer Reise zum Sitze unserer Mission zurück. Ich gestehe, daß mir nach dieser Reise unser hölzernes Häuschen wie ein Palast vorkam."

(Fortsetzung folgt.)

[1] Diese Einführung eines fremden Wortes in die Indianersprache zum Ausdruck eines christlichen Gedankens wird der Leser an dem Missionär nicht tadeln, wenn er sich z. B. nur erinnert, wie viele Wörter die Einführung des Christenthums in unsere deutsche Sprache eingebürgert hat: so Sacrament, Hostie, Kelch (calix), Kirche (kyriaca), Pastor, Pfarrer, Dekan, Bischof, Priester u. s. f.

Miscellen.

„Es lebe der Kulturkampf" dürfen die Missionäre wohl ausrufen, wenn sie auf die Rechnungsablagen der Missionsvereine für das Jahr 1875 blicken. In der That, weit entfernt, eine Verminderung der Einnahmen aufzuweisen, verzeichnen alle uns bisher vorliegenden eine Vermehrung derselben, und merkwürdiger Weise sind es gerade die vom Kulturkampf am heftigsten betroffenen Länder und Diöcesen, welche durch größere Freigebigkeit die Mindereinnahmen in den bis jetzt vom Kulturkampf verschonten Gebieten decken.

Der Lyoner St. Franziskus-Xaverius-Verein verzeichnet für das Jahr 1875 eine Einnahme von 4,585,594 M., d. h. ein Mehr von 144,814 M. gegen das vorhergehende Jahr 1874, das mit 4,440,788 M. schloß. Von dieser Summe hat Deutschland 455,938 M., also 34,316 M. mehr als im Jahre 1874 geliefert, und zwar fällt auch hier dieses Mehr größtentheils auf zwei Diöcesen, die nicht am wenigsten unter dem Kulturkampf zu leiden haben: auf Paderborn, das 7237 M. mehr lieferte, und auf Münster, das seinen Beitrag mehr als verdoppelt, nämlich von 17,369 M. auf 35,226 M. gebracht hat. Die so hart geprüfte Schweiz gab 46,484 M. in 1875 gegen 41,601 M. in 1874, also ein Plus von 4883 M.; von diesen Mehreinnahmen fallen auf Rechnung der zwei ihrer Oberhirten beraubten Diöcesen Basel und Genf 2258 M., auf die vier andern Diöcesen 2625 M. Italien endlich gibt ein Mehr von 33,449 M., nämlich 259,905 M. in 1875 gegen 226,456 M. in 1874. Dagegen hat England wiederum eine Mindereinnahme von 16,808 M. (1875: 111,452; 1874: 128,260) zu beklagen, welche durch die für das Missionshaus von Mill Hill im Jahre 1875 gespendeten 14,020 M. nicht einmal aufgewogen wird. Auch Belgien und Portugal haben Mindereinnahmen. Vor Allem zeichneten sich auch in diesem Jahre wieder die Katholiken Frankreichs durch ihre großmüthige Freigebigkeit aus. Die 84 französischen Diözesen brachten 3,121,666 M. auf, 164,624 M. mehr als im Vorjahre, beinahe drei Viertel der ganzen Einnahme des Xaverius-Vereins.

Daß auch die andern Missionsvereine durch den Kulturkampf keinen Ausfall erlitten haben, zeigen folgende Zahlen. Der Verein vom heiligen Grabe in Köln nahm ein:

1872	1873	1874	1875
48,711 M.	52,865 M.	59,134 M.	59,533 M.

der Kölner Verein zur Unterstützung der armen Negerkinder:

1872	1873	1874	1875[1]
10,155 M.	12,455 M.	14,011 M.	14,381 M.

Die Jahresberichte der andern Vereine liegen uns zwar noch nicht vor; wir haben aber allen Grund anzunehmen, daß auch sie mit Mehreinnahmen schließen. Ebenso glauben wir annehmen zu dürfen, daß gleichfalls das Jahr 1876 nicht ein Minus, sondern ein Plus ergeben wird; wenigstens weisen die Gaben, die in den ersten sechs Monaten dieses Jahres uns zur Übermittelung an die Missionen anvertraut wurden, bereits eine ganz bedeutende Vermehrung auf. Gegen 9470 M. in den Gabenverzeichnissen vom Januar bis Juni 1875 stellen sich bereits runde 15,000 M. in den Verzeichnissen vom Januar bis Juni 1876. Deßhalb theilen wir auch durchaus nicht die Befürchtung, welche der Vorstand des Aachener St. Josephs-Vereins ausspricht, „es werde künftighin für den St. Josephs-Verein wie für viele andere ähnlicher Bestimmung ein bedeutender Ausfall in den Einnahmen erfolgen." Wir theilen diese Furcht um so weniger, als die ähnliche Befürchtung des nämlichen Vorstandes für 1875 bereits durch seine eigene Erfahrung widerlegt worden ist. Die Freigebigkeit der deutschen Katholiken wächst im nämlichen Verhältniß, wie ihr Eifer in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten, und der Zweck des St. Josephs-Vereins, die Unterstützung nämlich der außerhalb ihres Vaterlandes lebenden katholischen Deutschen in Bezug auf ihre religiösen Bedürfnisse, ist ein zu wichtiger und edler, als daß er übersehen oder vergessen werden könnte.

[1] Der Kölner Verein für Negerkinder rechnet sein Geschäftsjahr nicht wie die übrigen Vereine vom 1. Januar bis 31. December, sondern die oben bezeichneten Einnahmen sind die vom 31. März 1871 bis 17. April 1872; 18. April 1872 bis 30. April 1873; 1. Mai 1873 bis 24. Juni 1874; 25. Juni 1874 bis 11. August 1875.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Durch Timmebrink in Buer	21.—
Aus Dillingen	56.—
Aus Werne	82.50
Durch Crescentia Haider in Saulgau	65.85
Von zwei Brüdern des II. Pensionats Feldkirch	21.—
Durch Cooperator F. Sch. in A.	50.—
Durch Herder & Co. in München von J. H. in Ag.	12.—
Aus Düren	33.—
Durch Pastor de Lorenzi	21.—
Durch Stiftsvikar Jansen in Aachen	12.—
Aus Bruchsal von Fräulein W.	84.—
Durch Kaplan Trabert in Aschaffenburg	21.—
Durch Rector Eilers in Mettingen	21.—
Durch Mg. Hoeng	93.—
Von vier Schülerinnen einer Privatschule in Allenstein	6.—
Durch Kaplan Klose in Neustadt	22.—
Adveniat regnum tuum	6.—
Durch J. B. H. in Zeutnig ferner (vergl. Nro. 5)	12.—
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von H. P. in Hohenzollern	60.—
Von einem Schlesier „Zu Ehren des hl. Joseph"	5.—
Für Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:	
Von B. G. Pf. in K. B. B.	12.—
Für die Aussätzigen auf Madagascar:	
Von B. G. Pf. in K. B. B.	12.—
Vom St. Apollinarisberg	5.—
Von S. Nicolä o. p. n.	3.—
Für die Mission in Pondichery:	
Aus Düren	300.—
Durch Dr. Fr. St. Prof. fl. 50. ö. W.	85.71
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Durch Th. L.	50.—
Für verschiedene Zwecke:	
Durch die Redaction des katholischen Wochenblattes in Württemberg	1230.—
Durch Herder & Co. in München aus Lengdorf	18.—
Durch Cooperator F. Sch in A.	50.—
Durch Herder & Co. in München von C. A. G.	23.—
Durch Herder & Co. in München von L. L.	100.—
Neuß: „Herr, segne unsere Familie"	45.—
Von K. A. B. H.	12.—
Von X. von B. L. fl. 6. ö. W.	10.29
Pro fratribus esurientibus in Ceylon a quodam sacerdote Brixenensi	8.40
A. K., Freising, Incrementum det Deus	10.—
Aus Eichstätt für P. Boisseau	20.—
Durch Pfarrer Walter in Hollerbach	10.—
Von Meier in Eglofsthal durch Kaplan Specht	64.80
Aus Burgsteinfurt	10.—
Durch Max Riegel, Cooperator in Gangkofen	20.—
F., Priester der Diöcese Münster, für die Mission in Persien	5.—
Durch Pfarrer Strobel in Thalheim für die Mission in Persien	30.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.